

Die Redensarten des Volkes  
und  
was der Herr Jesus darauf antwortet.

Von Napoleon Rouffel.

Aus dem Französischen übersetzt.

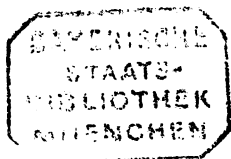
Autorisirte Ausgabe

eingeführt von

Josenhans,  
Inspektor der evang. Missionsanstalten.

Basel.

Bahnmaier's Verlag (E. Detloff).  
1867.



# Die Redensarten des Volkes

und

## was der Herr Jesus darauf antwortet.

Von **Napoleon Rouffel.**

~~~~~  
Aus dem Französischen überseht.

~~~~~  
**Autorisirte Ausgabe**

eingeführt von

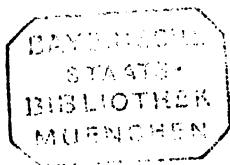
**Josenhans,**  
Inspektor der evang. Missionsanstalten.

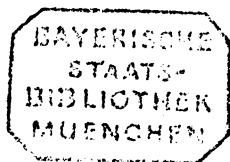
Bayerische  
Staatsbibliothek  
München

**Basel.**

Bahnmaier's Verlag (E. Detloff).  
1867.

h. n. 1259





## Vorwort.

---

Eine mir persönlich unbekannte Freundin unserer Mission in Deutschland, welche im Jubeljahr der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel ihrerseits auch einen Beitrag zur Förderung des Werks der Basler Mission in den Heidenländern zu liefern wünschte, übersandte mir durch einen vertrauten Freund das Manuskript der hier im Druck erscheinenden, von ihr selbst bearbeiteten Uebersetzung des den Christen französischer Zunge wohl bekannten und in weiten Kreisen segensreich wirkenden Werkes: „Les dictons du peuple et les paroles de Jésus-Christ, par Napoléon Roussel,“ mit der Bitte, die Herausgabe ihrer Arbeit im Druck zum Besten der evang. Missionsgesellschaft vermitteln zu wollen.

Die Ermächtigung dazu sowohl von Seiten des Herrn Verlegers des französischen Originals, als des berühmten Herrn Verfassers hatte dieselbe gleichfalls die Güte auszuwirken.

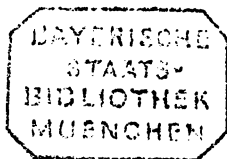
Die k6bliche Bahumaier'sche Buchhandlung (C. Detloff) in Basel, von mir gebeten, 6bernahm den Verlag der Uebersetzung auf ihre Kosten und verpflichtete sich, nicht blo6 eine beliebige Anzahl von Exemplaren an das Komptoir des Missionshauses in Kommission zu liefern, sondern auch von dem Erl66 aus allen von ihr direkt verkauften Exemplaren eine bestimmte Anzahl Procente in die Kasse der evang. Missionsgesellschaft einzuzahlen.

Indem ich dies hier mit dem innigsten Dank gegen den Herrn Verfasser und Verleger, gegen die verehrte Uebersetzerin und die theuren Freunde, von denen der eine das B6chlein statt meiner durch die Presse f6hrte, der andere es verlegte, bezeuge, befehle ich das B6chlein selbst in seinem deutschen Gewand auf seiner Wanderung durch die L6nder deutscher Zunge dem Herrn, dessen Namen es unter allen denjenigen gro6 zu machen w6nscht, die es noch nicht wissen oder noch nicht glauben k6nnen, da6 in keinem Anderen Heil ist, auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darinnen wir sollen selig werden, als der Name Jesu s.

Basel, den 19. Oktober 1866.

**Josenhans,**

Inspektor der ev. Missionsanstalten.



## Was die Leute sagen: Mit dem Tod ist Alles aus; und was der Herr Jesus darauf antwortet.

Schon seit einer Stunde hatte ein Kolporteur, sein Bündel auf dem Rücken, eine Bibel in der Hand, mit einem Bauern über das ewige Leben geredet. Immer auf's Neue war ihm eine und dieselbe Antwort zu Theil geworden: „Todt ist todt.“ Vergebens hatte der Bücherverkäufer, um den Mann von dieser stehenden Entgegnung abzubringen, versucht, ihm von den verschiedensten Seiten beizukommen. Er hielt ihm die Aussprüche der heiligen Schrift, wie die der Weltweisen und die Zeugnisse seiner eigenen Vernunft vor; Alles war rein umsonst, der Landmann kam immer wieder auf sein „Todt ist eben todt“ zurück. Da riß dem Kolporteur endlich die Geduld, und, in die Ansicht seines Gegners eingehend, stimmte er auf einmal einen andern Ton an.

— „Ja, ja,“ sagte er zu ihm, „Ihr habt ganz Recht; wer einmal todt ist, ist und bleibt todt. Halt einmal, es ist gerade wie mit dieser Wespe. Eben summt sie mir noch um die Ohren; und stach mich auf die Stirne. Ein Schlag meiner Hand hat sie auf den Boden geschleudert; jetzt zertritt sie mein Fuß. Ihr werdet einmal sein, was sie geworden ist, todt, zerquetscht, vernichtet. Todt ist eben todt.“

Ah, jetzt spricht Ihr ganz, wie ich?

Ja, versteht sich; Ihr werdet dem unvernünftigen Vieh gleich sein, das Euern Pflug zieht und Eure Ställe füllt, oder vielmehr seid Ihr ihm jetzt schon gleich. Eines Tages werdet Ihr verenden, zerstückt und den Würmern vorgelegt; was nicht verzehrt wird, wird vermodern.

Oho, jetzt geht Ihr doch zu weit!

Wiel zu weit? ich gehe so weit, als Ihr mich getrieben habt. Seid Ihr denn mehr als eine Fleischmasse? mehr als ein Haufe Knochen? nicht auch Fleisch und Bein, wie alle Thiere?

Nein aber . . . .

Wo geht es mit Euch anders hin, als in völlige Vernichtung hinein? Sei es noch um einige Jahre, werdet Ihr dann mehr sein, als Nichts? Meineth Ihr, Ihr seiet besser als der Dünger auf Euren Feldern? Im Gegentheil, Ihr seid dann noch weniger werth; denn der Mist ist doch zu Etwas gut. Er stellt doch einen Mund voll Brotes vor, während Ihr bald Nichts mehr vorstellen werdet. Nichts! gar Nichts!

Aber immerhin bin ich doch mehr, als diese Thiere.

Ja, dummer; das ist wahr.

Wie so?

Ganz gewiß, diese Thiere fressen und saufen, ohne sich um das Geringste zu kümmern, ohne nach Jemandes Meinung zu fragen, ohne sich durch ein Gewissen beunruhigen zu lassen. Wenn mein Hund satt ist, so liegt ihm wenig daran, ob er das Brot seines Herrn oder das seines Nachbarn gefressen hat; wenn er seinem Kameraden einen Knochen gestohlen hat, stört ihn das nicht im Schlafe. Nun — könnt Ihr das auch von Euch sagen?

Vor Allem muß ich bemerken, daß ich nie gestohlen habe.



Das ist möglich; doch warum nicht? —

Weil man ein Gewissen hat, so gut wie jeder Andere...

Wie jeder andere Hund!

Nein, die Thiere haben kein Gewissen, aber ich, ich habe eines . . . .

Und das ist es gerade, was Euch noch unter die Thiere stellt. Ihr könnt nichts Verkehrtes thun, ohne eine unangenehme Empfindung dabei zu haben. Das Thier thut, was ihm gut dünkt, und hat im Mindesten keine unangenehme Empfindung dabei. Das Thier ist also viel vernünftiger als Ihr; denn „mit dem Tod ist Alles aus,“ und drüben gibt es keine Rechenhaft mehr.

Ganz recht, aber in dieser Welt, wenn die Richter Euch erwischen?

Aha! Ihr steht also nicht aus Furcht vor den Richtern?

Nein, bewahre, ich habe es schon gesagt: Man hat kein Gewissen.

Ei, laßt uns einmal kurz und gut reden. Ich habe Euch erst gesagt, mein Hund sei glücklicher, als Ihr, weil er ohne Gewissensbisse stehlen könne. Darauf entgegnetet Ihr mir, daß wenn Ihr nicht stehlet, es um des Gewissens willen geschehe. Nun aber sage ich Euch: Euer Gewissen ist lauter dummes Zeug. Ihr könnet es ja ganz ruhig auf die Seite setzen, ohne daß es Euch jemals reuen würde. Das Thier ist vernünftiger und klüger als Ihr; denn es handelt seinem Grundsatz gemäß, welcher ja auch der Eurige ist: „Mit dem Tod ist alles aus.“

Ja, aber das Thier ist eben zuletzt doch nur ein Thier; mehr Verstand habe ich doch.

Ja, Ihr habt mehr, wenn Ihr an ein zukünftiges Leben glaubt und darnach euer jetziges einrichtet; wenn das nicht, so habt Ihr weniger.

Wie, was! Sollte das Thier sich z. B. ein Haus bauen können, wie ich?

O ja, diese zertretene Wespe hatte sich ein regelmäßigeres und netteres Nest bereitet, als Eure Hütte.

Aber sollte sich das Thier Kleider machen können?

Es ist kein so dummes Thier, sich damit abzumühen, da es Kleider ja gar nicht braucht. Sollte das Schaf, das die Wolle auf dem Rücken trägt, sich vielleicht einen Ueberzieher von Tuch weben?

Aber die Thiere verstehen nicht, die Bäume zu pflegen, noch die Felder anzusäen.

Nein, sie überlassen Euch diese Arbeit und essen darum nicht weniger davon. Was sie weniger haben, ist die Mühe und die Sorge. Wozu sollten sie sich Borräthe sammeln? Nein, nein, sie sind die echten Philosophen und sprechen: „Mit dem Tod ist Alles aus.“ Das Thier, das ruhig und behaglich lebt, verglichen mit dem Menschen, der sich abquält, — in der That, am unvernünftigsten von beiden Theilen ist nicht der, den man dafür hält.

Aber die Thiere können nicht reden!

Sie machen sich gegenseitig darum nicht weniger verständlich durch Singen, Bellen, ja sie brauchen sich oft nur anzusehen, so verstehen sie einander.

Sie können nicht lesen, noch schreiben, noch rechnen. Und halt, kennen sie die Sterne so gut, als ich?

Und warum sollten sie sich mit vielem Wissen den Kopf zerbrechen? Sie sterben doch, und dann ist Alles aus. Wozu in die Geheimnisse des Himmels und der Erde eindringen, wenn Himmel und Erde auf alle Eure Fragen nur die eine Antwort zu geben vermögen: todt, todt, todt! Wenn man mit jedem Augenblick einen Schritt weiter zum Grab macht, warum sollte man sich da die

paar Lebenstage durch ein zweckloses, aufreibendes Lernen vergiften? Noch wäre man über den allerersten Anfang nicht hinausgekommen, so wäre der Tod da. Ach, wie viel klüger ist das Thier! es strengt nicht sein Gehirn an, greift nicht seine Augen an, verkürzt nicht sein Leben durch unnützes Lernen und Wissen. Es weiß eben recht gut: „Mit dem Tod ist Alles aus.“

Nein, bewahre, das weiß es eben nicht; es stirbt, ohne daran zu denken, ohne zu wissen, wohin es geht.

Das ist wahr, aber dies ist eben ein weiterer Vorzug, den das Thier hat. Ihr lebt mit dem vollen Bewußtsein, daß Ihr geraden Weges dem Tode entgegen geht, daß jeder Augenblick, der vorbei ist, Euer Leben abkürzt. Alles, was Euch zustoßt, sei es Krankheit, Arbeit oder Ermüdung, zehrt an Eurem Leben; was Ihr auch immer thun oder sagen möchtet, wäre nicht im Stande, es zu verlängern. Der heißeste Wunsch, den Ihr habt, ist, zu leben; das Allergeringste, was Ihr wißt, ist, daß Ihr sterben werdet. Mit den Jahren vermindert sich Euer Durst nach Leben nicht; was sich nach und nach vermindert, ist die Möglichkeit, ihn löschen zu können. Wie der Verurtheilte auf seinem Karren weiter geführt wird und das Schaffot immer näher vor sich erblickt, so wandelt Ihr auf Eurem Lebensweg, den Tod immer näher vor Euch erblickend. Ihr könnt Euch die Augen verbinden, aber für das Auge des Geistes gibt es keine Binde und Hülle. Gegen Euren eigenen Willen ruft Euch eine innere Stimme zu: „Du gehst dem Tode entgegen! Mit dem Tode aber ist Alles aus.“ Und was solche Gedanken noch schrecklicher macht, das ist der dem Menschen angeborene Schrecken vor der Vernichtung. Die Vernichtung! nicht die Ruhe, nicht die Unbeweglichkeit, nicht das Schweigen, etwas Schlimmeres als

daß Alles, die völlige Vernichtung, das lautere Nichts. Die Kälte und die Finsterniß des Grabes sind der Vernichtung vorzuziehen! Und doch ist die Vernichtung die Summe Eurer Lebensweisheit, die Summe Eurer Hoffnung; denn „mit dem Tod ist Alles aus!“

Ei, was! man sucht sich alle Gedanken daran aus dem Kopf zu schlagen!

Wie, Eure Klugheit ist nichts weiteres, als Vergessen? Wißt Ihr aber, daß es Jemand gibt, der dafür sorgt, Euch daran zu erinnern und es Euch immer lauter zuzurufen?

Wer?

Alles! Diese Blätter, welche abfallen, dieser Körper, der gebeugt und krumm wird, diese Wangen, die hohler werden, unsere Eltern, welche Abschied nehmen, unsere Kinder, welche sich einstellen und heranwachsen; — ob Ihr es wollet oder nicht, Alles ruft Euch zu: Du gehst deinem Tode entgegen, und mit dem Tod ist Alles aus!

In alle Wege; aber bis es so weit ist, wollen wir uns Mühe geben, das Leben recht zu genießen.

Gut! wir wollen sehen: Wie können wir das Leben am Besten genießen? Als wir Kinder waren, dachten wir, ich wie Ihr, wenn wir nur erst groß wären, wären wir glücklich; dann könnten wir thun Alles, was wir nur wollten. Thun wir heute, was wir wollen? Unsere Eltern haben uns nichts mehr zu befehlen, wohl aber die Verhältnisse. Wir haben Sorgen, die wir nicht geahnt haben. Was uns damals als ein großes Vergnügen vorkam, ist uns jetzt ziemlich langweilig. Essen, trinken, schlafen, spazierengehen, dies Alles ist recht einfältig. Und wollen wir diese Genüsse recht mit vollem Behagen genießen, dann stellen sich Erschlaffung, Mel, Gewissensbisse ein. Tränken wir statt unseres Mostes Champagner; reisten wir statt zum Jahrmarkt

in die nächste Stadt bis nach China, würde das uns um Vieles glücklicher machen? Käme es nicht immer wieder auf das Essen, Trinken, Besehen heraus? Und wenn wir heute dessen, was uns vormals so viel Genuß versprach, bis zum Ueberdruß satt sind, läßt sich nicht annehmen, daß auch der Champagner und China uns zuletzt anekeln würden? Ich will vor den Freunden der Welt nicht das Kreuz machen, aber zugeben müßet Ihr: sie allein sind wenig werth. Ich muß an den Schöpfer denken, wenn mich die Schöpfung nicht gleichgiltig lassen soll. Ich muß den Gedanken der Ewigkeit in mir tragen, damit meine Liebe mich glücklich mache. Sonst ist die Welt leer, und meine Lieben sind ebenso armselige Geschöpfe, wie ich, die gleich mir leben, um unterzugehen. Ja, wenn ich sie immer behalten dürfte; aber was mich für sie wie für mich traurig macht, ist, zu wissen, daß es mit dem Tod mit ihnen ganz aus sein wird.

Jetzt bin ich fast ärgerlich darüber, daß wir so eines Sinnes sind.

Hört einmal eine Geschichte; es ist meine eigene: Ich hatte liebe, theure Eltern, die fast ein halbes Jahrhundert hindurch sich abgemüht, aufgerieben haben, um mich groß zu ziehen, zu unterrichten und mir ein kleines Erbe zu hinterlassen. Ich liebte sie, wie mich selbst; für sie in ihrem Alter zu arbeiten, wäre all mein Glück gewesen. Eben als sie daran waren, sich zur Ruhe zu setzen, um froh und still des Abends ihres Lebens sich zu freuen, sind sie gestorben. Ich hatte eine Gattin und zwei Kinder. Die Kinder werden krank; die Mutter pflegt sie Tag und Nacht. Das eine kommt davon, bleibt aber fürs ganze Leben ein Krüppel und ist im Spital, das andere stirbt, und der Kummer rafft die Mutter mit hinweg. Alle diese Wesen waren mir theurer, als ich selbst; wir hegten

allerlei Hoffnungen von dem friedlichen Glück der kommenden Tage; die Hoffnungen alle sind zu Scherz gegangen. Von meiner ganzen Familie bleibt mir Niemand, als ein elendes, unglückliches Kind; alle andern Glieder sind gestorben, nach langer Mühsal, ohne die Freuden dieser Erde, ohne auch nur die Süßigkeit des stillen Ausruhens geschmeckt zu haben. Ich überlebte sie, Sehnsucht und Traurigkeit im Herzen, ohne Hoffnung, ja selbst ohne Plan und Absicht für diese Welt. Sehet, das ist der Lebensgang, der mir beschieden war. Ist Euch ein leichterer beschied? Ich weiß es nicht. Aber nachdem mir auf alle Erwartungen und Aussichten, die ich von Frieden und Glück in meinem Herzen hegte, als Antwort so viele Enttäuschungen zu Theil geworden sind, kann ich mich nicht mehr überreden, daß mein ganzes Sein hier unten endet und daß Gott mit mir ein Spiel getrieben habe.

Ihr habt schon Recht, es ist in dieser Welt nicht immer Alles rosig.

Aber bedenkt wohl, daß fast alle Menschen drei Viertel ihres Lebens zubringen, ehe sie dies einsehen. Erst wenn das Alter hereinbricht, läßt man seine Täuschung fahren, merkt auf das Wort der Wahrheit und beginnt, weise zu werden. Wir bringen unser Leben damit hin, zu lernen, und wann wir endlich etwas gelernt haben, alsdann sterben wir. Das Thier hat von der Geburt an seine vollen, ausgebildeten Triebe und Fertigkeiten. Wir aber, wir brauchen lange Jahre, um uns Kenntnisse, Weisheit, Erfahrung und barmherzige Liebe anzueignen, und wenn wir endlich so weit gekommen sind, als wir nach unserm besten Wissen und Können zu kommen vermögen, so sterben wir. Wenn das Alter uns milde und schonend gemacht, wenn die Wissenschaft uns die Geheimnisse des Weltalls entschleiert, die Frömmigkeit uns Gott kennen und

unserer Nächsten lieben gelehrt hat, — eben zu der Zeit, da wir bereit wären, in rechter Weise die Aufgabe unseres Lebens zu erfassen, sinken wir in die Grube. Und Ihr möchtet glauben, daß diese Seele, wenn sie die Schule dieses Lebens verläßt, mit dem Leib vernichtet wird? Nein, nein! das ist eben der Augenblick, in welchem sie in das rechte Leben eindringt. Denn erst dann ist sie fähig, daran Geschmack zu finden und seine Güter recht anzuwenden.

Leider denkt nicht Jedermann so. Da ist z. B. in unserm Dorf ein alter Korporal, der lange Hans . . .

Und weil der lange Hans anders denkt, müßt Ihr auch anders denken?

Das ist nicht der lange Hans allein! Unser Flurschütze und unser Schulmeister unterhielten sich neulich mit einander, und ich habe wohl verstanden, was sie eigentlich dachten.

Weil also der lange Hans, Euer Flurschütze und Euer Schulmeister nicht glauben, ist das ein Grund für Euch, auch nicht zu glauben?

Ja, aber wißt Ihr, daß das drei Kerls sind, die viele Andere aufwiegen?

Und wenn es statt dreier sechs wären?

So wäre es nur um so besser!

Und wenn es statt sechsen zwölfen, vierundzwanzig, achtundvierzig wären?

Je mehr, je besser.

Wenn es endlich alle Menschen in der ganzen Welt wären?

Ei, in diesem Falle würdet Ihr selbst einsehen, daß sie Recht haben; denn die ganze Welt kann sich doch nicht täuschen.

Gut, ich lasse Eure Worte gelten. Hört einmal. Wenn man Euch sagte, daß nicht Eure drei Nachbarn, sondern drei Viertel der ganzen Menschheit die Unsterb-

lichkeit der Seele leugnen, würdet Ihr nicht denken, daß eine so große Anzahl ein genügendes Zeugniß für die Richtigkeit der Ansicht bildete?

Versteht sich.

Und wenn auch vom übrigen Viertel drei Viertel nicht an ein Jenseits glaubten, würde das Gewicht und Zeugniß dieser ungläubigen Masse nicht noch verstärkt?

Ganz gewiß.

Wenn endlich alle vier Theile, wenn alle Völker der Erde, die dahingeschwundenen und die noch existirenden, wenn die ganze Menschheit, nur einige wenige Personen ausgenommen, verkündigte, daß mit dem Tod Alles aus sei, — würdet Ihr dann denken, daß die Vernichtung Wahrheit sei?

Ganz entschieden.

Gut, nun hört: Es verhält sich in Wirklichkeit gerade umgekehrt, als wir so eben angenommen haben. Nicht so ist es, daß die Völker einmüthig die Unsterblichkeit leugnen und einige Wenige sie glauben. Sondern einige wenige Personen sind es, welche daran zweifeln, und der einmüthige Glaube der Völker hält die Unsterblichkeit der Seele und ein künftiges Leben fest. Ob die Einen Christen, die Andern Muhammedaner, diese Chinesen, jene Hottentotten sind, das ändert nichts an meinem Beweis. Im Gegentheil bekräftigt es denselben; denn es ist dadurch augenscheinlich, daß dieser Glaube den Völkern weder durch Jesum Christum, noch durch Muhammed, noch durch Konfucius gegeben, sondern daß er allen von ihrem gemeinschaftlichen Schöpfer ins Herz gelegt worden ist.

Wenn aber, wie Ihr saget, dieser Glaube vom Schöpfer herkommt, woher kommt es denn, daß Einzelne, z. B. der lange Hans, unser Flurschütze und unser Schulmeister, nicht glauben?



Wenn ich diese drei Herren kennete, würde ich Euch besser darauf antworten können.

O, bei uns kennt sie jedes Kind. Erzählt doch der lange Hans genug von seinen Schlachten und Zweikämpfen. Der Schulmeister erzählt Jedem, der ihm zuhören will, daß er vier Preise erhalten habe... Mit dem Flurschützen freilich ist's ein ander Ding... wenn der jemals einen Preis erhält, so sind es sicher nicht die Wilberer, die ihm denselben zuerkennen.

Es scheint mir, Eure drei Ungläubigen haben einige kleine Sünden auf dem Gewissen.

Das will ich nicht gesagt haben; man könnte es ihnen wieder sagen. Aber verbürgen möchte ich mich nicht für sie.

Das glaube ich gerne; wahrscheinlich möchten sie selbst einmal für ihr Leben und ihren Wandel vor Gott keine Rechenschaft ablegen müssen. So finden sie es viel kürzer und bequemer, sowohl das Dasein als die Zukunft ihrer Seele zu leugnen. Seht, darum glaubt man nicht. Man fürchtet, verdammt zu werden, und möchte lieber, wenn irgend möglich, ohne Gewissensbisse im alten Wesen fortleben.

Das möchte ich dem langen Hans nicht sagen, und doch wäre es mir nicht leid . . . .

Nicht wahr, es wäre Euch nicht leid, wenn es Jemand über sich nähme?

Ganz so!

Nun, ich nehme es recht gern auf mich, es ihm sagen zu lassen.

Durch wen?

Durch Jesum Christum.

Wie so?

Ich will ihm das Buch schenken, in welchem Jesus Christus selbst redet.

Lasset mich das doch auch sehen!

Gern, aber unter der Bedingung, daß Ihr Jedem, der wie der lange Hans sagt: „Mit dem Tod ist Alles aus,“ dieses Wort zu lesen gebt.

Ja, ja, ich verstehe! Ihr wollt, ich soll das Buch auch den Flurschützen und den Schulmeister lesen lassen.

Und noch einen Andern . . . .

Wen denn?

Euch selbst!

Habe nichts dagegen, wir können gleich anfangen.

Schlagt einmal das Evangelium Johannis im dritten Kapitel auf und leset Vers 19 und 20: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht; denn ihre Werke waren böse. Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.“

Ei, das paßt vortrefflich auf den alten Kaufbold von einem Korporal, auf den Flurschützen, dem nichts über eine Anklage und ein Stück Wildpret geht, und den kleinen Prahlhans von einem Schulmeister. Einen vergeßt Ihr doch, auf den diese Worte auch ebenso gut passen.

Auf wen denn?

Auf den, der behauptet, daß mit dem Tod Alles aus ist.

Nun, wen meint Ihr denn?

Euch.

Ihr denkt also, ich sage: „Mit dem Tod ist Alles aus,“ darum, weil meine Werke böse sind.

Jesus sagt es.

Und Ihr, der Ihr an das ewige Leben glaubet, thut ohne Zweifel also, weil Eure Werke ausgezeichnet sind?

Nein, sie sind nicht mehr werth, als die Eurigen.

Dann treiben die bösen Werke, die mich in den Unglauben hineintreiben, Euch wohl in den Glauben?

Ja, und ich will Euch diesen scheinbaren Widerspruch erklären. Wenn wir uns darin gleich sind, daß wir alle beide Böses gethan haben, so unterscheiden wir uns darin, daß Ihr es leugnet und ich es eingestehe. Ihr leugnet es, um nicht verdammt zu werden; ich gestehe es, um Vergebung zu erlangen. Wir sind wie zwei Verbrecher vor dem Gerichte; der eine betheuert seine Unschuld, um dem Gefängniß zu entgehen, der andere gesteht offen seinen Fehler, damit ihm Gnade widerfahre. Welcher von Beiden nimmt Eure Theilnahme für sich in Anspruch?

Ja, das ist Alles recht schön und gut, um darüber zu plaudern. Aber geht einmal vor die Richter und erzählt Ihnen Eure Sünden, so werdet Ihr sehen, ob sie Euch so ohne Weiteres freisprechen.

Das ist ja gerade der himmelweite Unterschied zwischen unsern weltlichen Richtern und dem Richter, den uns das Evangelium bringt. Während die erstern im besten Falle Nachsicht üben, bietet Euch Jesus Christus volle und ganze Begnadigung an. Er thut noch mehr; er thut noch Besseres. Er steigt von seinem Richterstuhle herab und läßt sich an das Kreuz der Versöhnung erheben; er stirbt an dessen Stelle, der durch ein aufrichtiges Bekenntniß seine tiefe Reue bewiesen hat. Er selbst zahlt das Lösegeld, das uns frei macht. Um unserer Missethat willen ist er erschlagen, und dadurch erwirbt er uns den Frieden. Versteht Ihr jetzt, warum ich mich nicht fürchte, meine schlechten Werke zuzugestehen? — weil ich nicht wieder ähnliche thun möchte; vor Allem aber, weil Jesus sie mir vergeben hat, und weil mir dadurch ewige Seligkeit geschenkt ist.

Nun, ich glaube eben doch lieber, daß mit dem Tode Alles aus ist.

Ach, Ihr seid mir ein lebendiges Beispiel davon, daß wer in diesem Leben geistlich todt ist, auch für das ewige Leben todt und erstorben ist. Erstorben für jedes edle Gefühl, wie könntet Ihr den Glauben verstehen? Nein, nein, Ihr seid ganz todt. Nur nach fleischlichen Genüssen lüstern, wie könntet Ihr an die Freuden der Seele glauben? Nein, nein, Ihr seid ganz todt. Euer Unglaube selbst verräth Euren Tod; heute geistlich todt, morgen ewig todt, — wenn Ihr Euch nicht zu Eurem Erlöser, zu Jesus Christus bekehret.

## Was die Leute sagen:

**Ich habe Niemand todtgeschlagen,  
auch nicht gestohlen;**

**und was Jesus Christus darauf antwortet.**



„Eine Krone herbei! Einen Thron errichtet! Ihr Pforten des Himmels, thut euch auf, hoch und weit! Ihr Engel, jauchzet ihm zu! Ihr Seraphim, stimmt Lobgesänge an zu seinem Preis! Macht Platz! ein neuer und würdiger Himmelsbewohner ist unter euch getreten! Das ewige Leben hat er verdient, das Himmelreich gebührt ihm. Ihm sei Lob, Preis und Ehre!“

Was hat er denn Großes und Herrliches vollbracht?

„Er hat Niemand todt geschlagen, auch nicht gestohlen!“ —

„Majestät, der Rath der Minister bringt vor ihren König und Herrn eine wichtige Angelegenheit. Ein großer Bürger hat sich in Eurer Majestät Staaten ausgezeichnet. Da seine hohen Thaten ihn zum Gegenstand besonderer Königlicher Huld machen, bitten wir für ihn um das strahlende Zeichen der Ehre.“

Welches sind denn die ausgezeichneten Dienste, die er dem Vaterland geleistet hat?

„Majestät, er hat Niemand todt geschlagen, auch nicht gestohlen.“ —

„Meine Herrn! Verehrte Kollegen! Unsere Akademie hat sich heute an diesem Orte zu einer feierlichen

Sitzung versammelt, um ihre schönste Aufgabe zu erfüllen. Es wird uns die Freude zu Theil, einem Manne für seine bewundernswerthe Aufopferung den großen Tugendpreis zuzuerkennen.“

Was macht ihn dieser hohen Auszeichnung würdig?

„Er hat Niemand todt geschlagen, auch nicht gestohlen.“ —

Und die Engel rufen: „Ihm sei Lob, Preis und Ehre!“

Und der König antwortet: „Nimm hin das Kreuz der Ehrenlegion.“

Und der Präsident der Akademie reicht dem Helden den Preis seiner Tugenden.

Er selbst aber, der mit Preis und Ehre Bekrönte, erhebt das Haupt und ruft aus: „Ja, ich habe Niemand todt geschlagen, auch nicht gestohlen. Mir gebührt Lob, Preis und Ehre.“ —

Doch genug des Verkehrten und Lächerlichen! In der That möchte man um Ausdrücke verlegen sein, um das Verwegene und Unsinnige solcher Ansprüche beim rechten Namen zu nennen. Und doch gibt es Leute, die solche Ansprüche für sich machen; unsere Straßen sind voll von ihnen. Versuch' es nur einmal, in Einem das Gefühl zu erwecken, daß er Gnade und Vergebung bedürfe, und du kannst Tag für Tag die Antwort hören: „Ich habe Nichts zu fürchten; ich habe ja Niemand todt geschlagen, auch nicht gestohlen!“

Wollte ein Bettler, der vor der Thüre eines Reichthums um Brot bittet, Ansprüche darauf geltend machen damit, daß er sagte: „Lieber Herr, erbarmen Sie sich über mich; ich habe ja Niemand todtgeschlagen, auch nicht gestohlen,“ so würde er gewiß zur Antwort bekommen: „Schön, die Belohnung, die du verdienst, sollst du erhalten. Du sollst weder gehängt, noch eingesperrt werden. Willst du aber das Brot bekommen, das du

für dich in Anspruch nimmst, mußt du es entweder durch deine Arbeit verdienen, oder es als ein Almosen annehmen. Niemand todt geschlagen, auch nicht gestohlen zu haben, ist nichts Besonderes; das ist eben nur genug, um nicht an den Galgen oder in's Gefängniß zu kommen."

Aber mit dieser Redensart: „Ich habe Niemand getödtet, auch nicht gestohlen,“ ist noch mehr gesagt, als man beim ersten Blick meint. Wer da sagt, er habe Niemand getödtet, auch nicht gestohlen, der gibt damit auf mittelbare Weise an, wie weit seine Rechtschaffenheit geht, und läßt es gelten, daß er alle andern Fehler begangen habe, ausgenommen den Todtschlag und den Diebstahl. Ein Lügner kann sagen, er habe Niemand todtgeschlagen, und ein Wüßling, er habe nie gestohlen. Weil aber nach der natürlichen Art des menschlichen Herzens ein Jeder am liebsten seine besten Eigenschaften zur Schau trägt, so läßt sich mit Grund der Wahrheit annehmen, daß derjenige, welcher sich rühmt, er habe Niemand todtgeschlagen und nicht gestohlen, auch nie etwas Besseres gethan habe, als eben das Todtschlags und des Diebstahls sich zu enthalten. Hätte er in Wahrheit sagen können, er habe nie einer Lüge, noch einer Verleumdung schuldig gemacht, gewiß, er hätte es nicht unterlassen. Sich nicht vertheidigen, heißt also in seinem Munde soviel, als zugestehen, daß er es gethan habe. Verfolge diesen Gedanken weiter, so wird es dir bald klar werden: Wer sich für seine Rechtschaffenheit einen Gutschein mit den Worten präsentirt: „Ich habe Niemand todtgeschlagen, auch nicht gestohlen,“ der bekennet, ohne daran zu denken, daß er in den andern Stücken allen ein Uebertreter sei; er habe gelogen, gelästert, verleumdet, sei den Eltern ungehorsam gewesen, habe sich nach seines Nächsten Hab und Gut gelüsten lassen, habe seinen Leib

durch Worte, seine Seele durch Gedanken der Sünde befleckt.

Doch, wozu so viele Zurückhaltung in meinen Worten, wenn ich die Wahrheit für mich habe? Mit voller Ueberzeugung spreche ich es aus, daß der Mensch, der die Worte: „Ich habe weder getödtet, noch gestohlen,“ im Munde führt, alles mögliche andere Böse begangen hat. Ich werde ihm nicht vorhalten, daß er das Gebot der Heilighaltung des Sonntags verletzt habe; denn der Sonntag existirt nicht für ihn. Auch werde ich ihm nicht vorwerfen, daß er sich habe nach den Gütern des Reichen gelüsten lassen; denn sich gelüsten zu lassen, ist in seinen Augen nicht strafbar, so lange die Lust nicht in Raub und Diebstahl ausbricht. Ebenfowenig werde ich ihn darum belangen, daß Besitz und Genuß seine Götzen sind, mit denen er sich viel mehr beschäftigt, als mit Gott; denn er würde mir zur Antwort geben, daß dies Niemand schade und der liebe Gott sich wenig darum kümmere, ob man ihn anbetet oder nicht. Nein, keinen dieser Gedanken will ich ihm vorhalten. Aber über andere Stücke möchte ich sein Leben und sein Gewissen befragen. Ich will zu ihm sprechen: Antworte mir jetzt ehrlich und redlich: Hast du nicht, wo es sich um deinen Vortheil handelte, mehr als einmal die Wahrheit umgangen? Hast du nie deiner Brüder Gebrechen wohlgefällig weiter erzählt? niemals das Unrecht deiner Feinde in schlimmerem Lichte dargestellt? niemals eine Beleidigung gerächt, dem Rufe eines Andern geschadet, um deine Lust an ihm zu sehen? Ganz gewiß hast du alles das gethan, und wenn ich dein geheimes Leben so kennen würde, wie ich das meinige kenne, so könnte ich dir eine lange Liste von Fehlern vor Augen stellen, darob du schamroth würdest. Deinem Nebenmenschen gegenüber aber kannst du nur darum mit so großer Sicherheit auf-



treten, weil du weißt, daß dein Wesen und Wandel zum größten Theil seinen Augen verborgen ist.

Du denkst wohl, es sei doch etwas stark und unverschämt, gegen dich eine solche Sprache zu führen. Wohlan, laß mich dir eine Frage vorlegen. Du sagst so oft: „Ich habe Niemand todtgeschlagen, auch nicht gestohlen.“ Warum führst du denn nicht gewöhnlich auch die Rede im Mund: „Ich habe weder gelogen, noch Andern übel nachgeredet?“ oder auch: „Ich bin weder stolz noch eigennützig?“ oder etwa: „Ich habe nie etwas Unreines gethan oder ein strafbares Verlangen in mir gehegt?“ Ist dein Wesen und Wandel so unsträflich, warum rühmst du dich dessen nicht, der du dich doch damit groß machst, daß du Niemand todt geschlagen, auch nicht gestohlen habest? Und solltest du dein Haupt erheben und sprechen: „Ich habe nie gelogen, nie gelästert, nie Herz noch Hand befleckt“ — siehe, ich trete dir entgegen, ich bleibe dabei: „Du hast es gethan!“

Bildest du dir ein, die Gemeine der Seligen im Himmel bestehe aus Menschen, die nur gelogen, nur verleumdet haben? aus lauter Hochmüthigen, Eigennütigen und Unreinen? Denkst du dir eine solche Versammlung vor dem Throne Gottes mit den Engeln vereinigt? Welche zarte Liebe unter ihnen? welche köstliche Unterredungen, welch' reine und heilige Lieder! Erblickst du nicht schon von hier aus über der Pforte deines künftigen Paradieses die prangende Inschrift: Hier ist Niemand, der einen Diebstahl oder Mord begangen hätte? Ich trete ein, und in der That sehe ich an euern Händen kein Blut, noch die Spuren von Fesseln an euern Füßen. Aber der Eine rühmt sich gegen den Andern, ohne daß ihm dieser viel Aufmerksamkeit widmet; dieser redet Uebles in's Ohr eines Andern, und der posaunt aus, was er

gehört hat; alle thun öffentlich schön gegen einander, und im Geheimen hassen sie sich, bis ihre Selbstsucht in heller Flamme ausbricht und sie hinfort geschiedene Leute sind. Welch' anmuthige Gesellschaft! Seht, das ist ein Bild, wie es im Himmel der Leute aussieht, die Niemand todtgeschlagen, auch nicht gestohlen haben!

Aber du, der du dich rühmst, du habest nie einen Diebstahl oder Mord begangen, bist du denn deiner Sache so gewiß? Du wunderst dich freilich über meine Frage, bist vielleicht unwillig darüber. Das schadet nichts; laß mich nur erst ausreden.

„Tödten“ heißt nicht bloß mit einem Dolch zustoßen. Wer stiehlt, braucht just nicht seine Hand in die Tasche eines Andern zu stecken. Man kann auf gar verschiedene Weise tödten und stehlen. Um seine Leidenschaft zu befriedigen, verführt der Lüstling eine Jungfrau; durch ihn wird sie auf den Weg gebracht, auf welchem Krankheit, Schande und Schmach ihrer warten und sie vielleicht zur Verbrecherin wird. Dies nennt man nicht tödten; in Wirklichkeit aber ist es nichts Anderes, als die Gesundheit, den Ruf, ja vielleicht die Seele eines bis dahin unschuldigen Geschöpfes zerstören. Bist du vielleicht dieser Mensch gewesen? — Eine Frau ist auf ihre Nachbarin eifersüchtig; sie redet im Aerger von ihr; sie läßt sich über ihren vielleicht unvorsichtigen Wandel aus und malt ihn recht schwarz. Die Verleumdung wird geglaubt, der Schlag ist geführt, der Ruf getrübt. Das nennt man auch nicht Stehlen; ist aber das Unrecht darum weniger ein solches, der Schaden weniger groß? Man darf nur selbst das Opfer sein, so fühlt man es bald schmerzlich genug! — Ein Verkäufer verfälscht seine Waare, gibt eine Qualität für eine andere, preist sie übermäßig, benützt eine gute Gelegenheit und kauft für ein Stück Brot von dem Armen, was er um schweres Geld au

den Reichen wieder verkauft. — Einer verspricht Etwas, und hält es nicht; — ein Anderer erweckt Hoffnungen, von denen er weiß, daß sie sich nie verwirklichen können. Wieder ein Anderer schmeichelt, um einen Genuß zu erlangen. Ein Vierter endlich erregt gegen den Andern Argwohn oder Verachtung, um das Wasser auf seine Mühle leiten zu können. Dies Alles ist nach dem Buchstaben nicht gestohlen, aber ist es im Grunde nicht betrogen, nicht Unrecht gethan?

Es war einmal ein Mann, dessen Herz am Gelde hing. Die geringen Mittel eines Vereins zu wohlthätigen Zwecken waren ihm anvertraut. Es war ihm leid um das Geld, das durch seine Hände gieng, und um dasjenige, das er nicht einzunehmen hatte. Die Männer, die zu jener Zeit die Gewalt in ihren Händen hatten, fahndeten auf seinen Herrn. Um einige elende Stücke Geldes zu verdienen, zeigte der Mann den Zufluchtsort seines Herrn an. Er that weiter nichts Böses. Er tödtete nicht, noch stahl er; er gab nur eine Adresse. Sein Herr wurde festgenommen, gerichtet, verurtheilt und zum Tode geschleppt, wiewohl er unschuldig war. Aber Judas war weder Mörder, noch Dieb!

Mir ist, ich sage es offen, mancher Dieb, mancher Räuber lieber, als diese ehrbaren Leute, die sich rühmen, daß sie Niemand todtgeschlagen, auch nicht gestohlen haben. Diebe, meine ich, welche bekennen, daß sie gestohlen haben, und darüber weinen; Räuber, welche gestehen, daß sie geraubt haben, und denen es nun leid ist und welche beten. Der Zöllner, der im Tempel zu Jerusalem an der Thüre stehend an seine Brust schlug und sprach: „Gott sei mir Sünder gnädig,“ ist mir lieber, als der Mensch, der sich in die Brust wirft und spricht: „Ich habe Niemand getödtet, auch nicht gestohlen.“ Der Uebelthäter am Kreuz, welcher buß-

fertig ausruft: „Ich leide, was meine Thaten werth sind; Herr, gedenke meiner,“ nimmt meine Theilnahme inniger in Anspruch, als der eitle Selbstgerechte mit seinem beständigen: „Ich habe Niemand getödtet, auch nicht gestohlen.“ Der Zöllner und der Uebelthäter sind mit Schuld beladen, aber sie gestehen es doch; sie haben Böses gethan, aber es ist ihnen doch leid; sie seufzen darüber und bitten um Vergebung ihrer Schuld. Ihr vergangenes Leben trägt allerdings den Stempel des Verbrechen; aber ihr jetziges das Gepräge der Demüthigung und Reue. Während die Andern das Böse, das sie gethan haben, leugnen, um in der alten Weise fortzuleben, hat der Dieb und der Räuber das Verlangen und den Vorsatz, ein neues Leben zu beginnen. Daher sagt auch Jesus Christus von dem Zöllner, daß er gerechtfertigt in sein Haus hinabgieng, und dem Mißethäter antwortet er: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Der große Unterschied unter den Menschen besteht nicht darin, daß die einen Gutes und die andern Böses gethan haben. Der große Unterschied besteht darin, daß die einen das Böse, das sie alle gethan haben, eingestehen, während die andern es leugnen. Was uns vor Gott schuldig macht, ist nicht die Uebertretung dieses oder jenes Gebotes, sondern die Uebertretung des ganzen Gesetzes. Jeder sündigt nach seiner Neigung, nach seiner Erziehung, nach den äußern Verhältnissen und Umständen; aber alle sündigen, und das ist das Wesentliche. Es wäre eine sonderbare Verantwortung, wenn ein Angeklagter vor dem Gerichte anhöbe zu sagen: „Von den zehntausend Artikeln des Gesetzbuches habe ich zwei niemals übertreten: ich habe Niemand getödtet, auch nicht gestohlen.“ Wenn schon vor den unvollkommenen menschlichen Richtern diese Vertheidigung richtig ist, wird sie vor dem dreimal

heiligen Gott besser bestehen? Denke dir nur am jüngsten Gericht einen Christen oder Juden, welcher, die zehn Gebote in der Hand, vor den Herrn Himmels und der Erde tritt mit den Worten: „Von den zehn Geboten deines Gesetzes habe ich zwei niemals verlegt: ich habe Niemand getödtet, auch nicht gestohlen.“ — Gut, würde ihm der König antworten, du wirst nicht um eines Diebstahls, noch um eines Mordes willen verdammt werden, sondern allein um der Uebertretung der acht andern Gebote willen, von welcher dein Leben voll ist. Werft ihn in die äußerste Finsterniß, nicht zu den Dieben und den Mördern, sondern zu den Unreinen, den Lügnern, den gegen Vater und Mutter Ungehorsamen, den Hochmüthigen, den Verleumern und Afterrednern!

Ihr ehrbaren Leute, die ihr Jesu Christi Sittenlehre so bewundert, wenn man sie auf eure Umgebung bezieht, ihr dürftet sie wohl auf euch selbst anwenden. Zu Jesu Zeit gab es, wie zu der unstrigen, Menschen, welche sich so leichten Kaufes selbst die Ehre gaben. Höret, was der Sittenlehrer, welcher es im vollen, rechten Sinn des Wortes ist, sagte: „Ihr habt gehöret, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch: wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig. Ihr habt gehöret, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich Jemand nöthiget eine

Weile, so gehe mit ihm zwo. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also? Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Ist diese Sittenlehre schön oder nicht? Möchtet ihr, daß eure Landsleute, eure Nachbarn, eure Angehörigen, eure Widersacher sie ausübten? Ja, ganz gewiß. Es wäre euch recht, wenn sie von der ganzen Welt beobachtet würde, — — euch selbst ausgenommen; denn ihr begnügt euch damit, Niemanden todtgeschlagen, noch auch gestohlen zu haben.

Nun sehet! Eben damit habt ihr euch selbst das Urtheil gesprochen. Wünschen, daß Andere eine herrliche Lehre befolgen, und selbst im Irdischen und Fleischnen gefangen bleiben, was ist das Anderes, als Heuchelei und Feigheit?

Wir wollen aufrichtiger und demüthiger sein; wir wollen uns die Lebensregeln zur Aufgabe stellen, welche wir dem Gewissen Anderer auferlegen. Dann werden wir, ohne uns über dem Bösen, das wir nicht gethan haben, aufzublähen, seufzen über das, was wir gethan haben. Anstatt uns zu rühmen, werden wir uns demüthigen; statt eine Belohnung anzusprechen, werden wir um Gnade flehen.

Dies ist ja auch der Triumph Jesu Christi. Beim Antritt seines Lehramtes verkündigt er eine heilige und strenge Lebensregel; im Augenblicke, da er dasselbe beendigt, bietet er Allen Gnade und Erbarmen an. Das Gesetz hält er denen vor Augen, die sich für gerecht halten; denen, die sich als arme Sünder erkennen und bekennen, verkündigt er Gnade. Unerbittlich gegen die Hoffärtigen, voll inniger Theilnahme gegen die Demüthigen, dies ist unser Heiland. An euch ist es nun, zu wählen: wollt ihr noch in eitlen Selbsttruhm euer Banner erheben, geschmückt mit der stolzen Inschrift: „Ich habe Niemand getödtet, auch nicht gestohlen?“ — oder wollt ihr euch unter die Kreuzesfahne stellen, welche den Sünder demüthigt, welche aber den gedemüthigten Sünder aufrichtet und ihm Vergebung und Heil bringt?

---

**Was die Leute sagen:  
Gott ist zu gut, um uns in die  
Hölle zu werfen;  
und was der Herr Jesus darauf antwortet.**

---

Oft hört man, die Weltleute haben keine Religion. Aber weit gefehlt, — sie haben eine.

Die Weltleute glauben an Gott und hoffen ein Jenseits. Sie stellen sich vor, daß dieser Gott gar gut, daß dieses Jenseits ein glückliches sei, und ihr Glaubensbekenntniß läßt sich so ziemlich in die Worte zusammenfassen: „Gott ist zu gut, um uns in die Hölle zu werfen.“

Sind sie ihres Glaubens sicher und gewiß? Das möchte ich nicht behaupten. Die Mehrzahl dieser gläubigen Weltmenschen kalkulirt etwa folgendermaßen: „Vielleicht gibt es ein anderes Leben, vielleicht auch nicht. Aber vor der Hand brauchen wir uns seinetwegen keine grauen Haare wachsen zu lassen. Vorläufig wollen wir so gut und so angenehm leben als möglich; nachher werden wir es schon sehen. Gibt es kein Leben nach dem Tod, dann haben wir Nichts verloren; gibt es aber eines, was riskiren wir? es kann uns nicht davon laufen. Wir sind nicht schlimmer, als so viele Andere; Gott würde nicht das Herz haben, das ganze Menschengeschlecht zu verdammen. Nehmen wir sogar den schlimmsten Fall an: Zugegeben, daß wir



nicht immer Heilige gewesen sind, in der Ewigkeit werden wir alle Zeit haben, solche zu werden. Am Ende wäre unsere Seligkeit dadurch nur ein wenig weiter hinausgeschoben, und wenn wir auch ein oder zwei Jahrhunderte zu kurz kommen, was ist das gegen eine Ewigkeit? Gar nichts; darum wollen wir jetzt leben, ohne uns Sorgen und Kummer zu machen.“

In der Weise spricht sich der religiöse Glaube der meisten Menschen aus. Wer hat diese Religion gemacht? Sie selbst; ein Jeder hat seinen Beitrag dazu gegeben, und sie sind alle so ziemlich auf's Gleiche hinausgekommen. Je nachdem man es ansieht, mag diese Einmüthigkeit, welche in ihren religiösen Vorstellungen herrscht, für die Annahme, daß sie richtig sei, günstig stimmen. Aber von einer anderen Seite betrachtet, könnte diese Einmüthigkeit auch ganz anders ausgelegt werden. Wir wollen der Sache auf den Grund gehen.

Vor Allem ist klar, daß diese Religion eine gar bequeme ist. Sie läßt Jedem nahezu volle Freiheit zu thun, was ihm beliebt. Ich möchte damit nicht sagen, daß sie dem Laster und Verbrechen geradezu einen Freibrief aussteltte. Aber die Richtschnur, welche der Einzelne in seinem Thun und Lassen einzuhalten hat, zieht sie nur gerade über dem Laster und Verbrechen. Als verboten sieht Jeder das an, was er nicht thut; was er liebt und übt, hält er für erlaubt. Daher ist die Sittenlehre dieser Religion so ein beweglich Ding, daß sie steigt und fällt, nicht allein überhaupt nach dem Durchschnittspunkt der Sittlichkeit des Einzelnen, sondern auch nach seinem Alter, seinen Verhältnissen, ja, nach der Gelegenheit, um die es sich handelt. Man kann fast sicher sein, daß man gegen Gebote, die man den eigenen Bedürfnissen anpaßt, wie einen Verstoß begehe. Daß dem wirklich

so ist, kann man daran sehen, daß alle Anhänger dieser Religion ganz offen es aussprechen, sie haben sich Nichts vorzuwerfen; seinem Nachbar aber hat Jeder irgend Etwas vorzuwerfen. Ich muß es gestehen: sittliche Grundsätze von dieser Art scheinen mir für das menschliche Herz so angenehm, daß ich versucht bin, zu glauben, diese Annehmlichkeit bilde die Haupttriebfeder, welche zur Annahme einer solchen Religion bewegt.

Sollte aber ein solcher Beweggrund ein reiner, sollte diese Grundlage eines Glaubens eine feste sein? Ich denke, wir haben schon in diesem Betracht Ursache, mißtrauisch zu sein und der Sache noch tiefer auf den Grund zu gehen. Fahren wir daher fort, sie zu prüfen.

„Gott ist zu gut, um uns in die Hölle zu werfen.“ Wer sagt das? Fast Jedermann. Man sagt es in den Prachtzimmern und in den Schenken; gewiß sagt man es auch in den Zuchthäusern, und es gibt wohl keinen Sträfling, welcher den Spruch nicht gelten ließe. „Ach was! Gott ist zu gut, um uns in die Hölle zu werfen.“ Sollten diese Sträflinge Recht oder Unrecht haben? Ihr ehrbaren Leute, wenn ihr sagt, daß sie Unrecht haben, so werden sie euch antworten, daß ihr unduldsam seid; wenn Gott gut sei, indem er euch annehme, werde er nur um so besser sein, indem er sie nicht zurückstoße. Was werdet ihr ihnen darauf antworten? Ich weiß es nicht; denn eure Sittlichkeit ist behnbar, und ich sehe nicht ein, welches Recht ihr haben solltet, sie nur so weit auszudehnen, daß eben ihr selbst noch von ihr umschlossen seid. Euer Gewissen empört sich bei dem Gedanken, die Zuchthäuser in den Himmel zu versetzen? Gut, ich bin bereit, mit euch zu gehen, wenn ihr die Grenze enger zieht. Ziehen wir mit einander eine feste Linie; sagen wir: „Bis hieher duldet Gott die Sünde, und

weiter nicht.“ Aber wo hört die Duldung auf? wo fängt der Bann an? Ich traue euch nicht zu, daß ihr es sagen könnet, ohne daß der Eine oder Andere dagegen Protest erhebt, ohne daß die, welche eure Linie von der Seligkeit ausschließt, zu euch sagen: „Gott ist zu gut, um uns in die Hölle zu werfen.“ Und wohlgemerkt, je schlimmer die Menschen sind, welche so reden, um so mehr haben sie im Grunde Recht. Denn nach eurem Grundsatz genügt, um auch sie aufzunehmen, daß Gott nur noch etwas mehr Nachsicht übe.

Mich dünkt, es sollte euch nun bemerklich geworden sein, daß euer Grundsatz unrichtig ausgedrückt ist. Um genau zu sein, müßte es lauten: „Gott ist zu nachsichtig, um uns in die Hölle zu werfen.“ Gut, ich will an diese Nachsicht glauben; ihr müßt mir aber bestimmt sagen, wie weit sie geht. Was kann ich mir erlauben, was muß ich mir versagen, um meine Seligkeit nicht auf's Spiel zu setzen? Denn eine Grenze muß diese Nachsicht am Ende haben; welches sind die Sünder, die keinen Theil mehr an ihr haben? Sind es vielleicht die Lästermäuler? Aber auch ein Lästermaul sagt: „Gott ist zu gut, um mich in die Hölle zu werfen.“ Sind es die Verleumder? Aber die Verleumder sagen: „Gott ist zu gut, um uns in die Hölle zu werfen.“ Sind es die Diebe? Aber die Diebe sagen: „Gott ist zu gut, um uns in die Hölle zu werfen.“ So sind es doch die Mörder? Aber die Mörder führen dieselbe Rede: „Gott ist zu gut, um uns in die Hölle zu werfen.“ — Wer ist es denn aber? Wir finden Niemand, der es wäre; denn Jedermann sagt ganz dasselbe: „Uns wird Gott nicht in die Hölle werfen;“ dieses „uns“ befaßt also zuletzt die ganze Welt. Das ist sonnenklar, und wenn es Einer nicht gelten läßt und einem Andern seinen Platz in der Hölle an-

weist, so wird dieser Andere sich über den, der über ihn das Urtheil spricht, beklagen.

Da würden wir denn zuletzt alle selig, aber wohl-gemerkt, nur unter der Voraussetzung, daß alle Sittlichkeit daran gegeben wird; und als nothwendige Folge dieser Nachsicht ergibt sich die Aufhebung aller Regel und Ordnung, nach welcher wir hienieden unser Leben einrichten sollen.

Immerhin möchten, wie ich gerne anerkenne, diejenigen, welche diese dehnbare Religion so willig als die ihrige annehmen, es durchaus nicht sehen, daß man sich in ihrer Umgebung völlig aller religiösen Grundsätze entschläge. Sie fühlen, daß alle Sittlichkeit einer höheren Weihe bedarf; und da eine solche Weihe in dieser Welt nicht in vollem Maße zu finden ist, so ist es nur klug, einen Lückenbüßer dafür in einer andern anzuerkennen. Dringt man weiter in sie, so lassen sie sich, wenn sie für sich selbst nur erst die Hölle zugeschlossen haben, auch herbei, für die Andern eine Stätte der Reinigung aufzuschließen. — Auf dieser Erde, so denken sie etwa, sind nicht alle Menschen dem Himmel gleich nahe; aber sie alle, der Eine wie der Andere, befinden sich auf dem Wege dahin, und dürfen gewiß sein, dort anzulangen, sei es ein wenig früher oder ein wenig später. Welche die meisten Schulden auf sich liegen haben, müssen am längsten warten. Sie müssen verschiedene Läuterungen und Prüfungen bestehen; zu seiner Zeit aber werden auch sie das volle Maß der Seligkeit erlangen, dessen sie fähig sind. Gott ist zu gut, um Jemand in der Hölle zu lassen. Hat es doch nicht an Dichtern und Schriftstellern (von den Philosophen gar nicht zu reden) gefehlt, welche laut verkündigten, daß auch der Teufel sich noch bekehren werde!

Vor allen Dingen, lassen wir das künftige Geschick der bösen Geister aus dem Spiel. Eine solche

Abweisung wäre ein herrlicher Vorwand, um uns selbst aus dem Auge zu verlieren. Ich bleibe bei dem Menschen stehen, und antworte denjenigen, welche zwar die Hölle leugnen, wohl aber eine Art von vorübergehender Reinigung annehmen.

Was ist das für eine sonderbare Vorstellung! Wie? Leiden wären für uns das Mittel, Sinn und Wesen zu bessern? Der Schmerz oder die Gewissensbisse sollten bessere Leute aus uns machen? Das ist doch verkehrt. Da hat die veraltete Vorstellung von einem Fegefeuer doch noch eher einen Sinn; denn nach ihr soll die Pein nicht bessern, sondern nur strafen. Den Menschen seine Sünden in der andern Welt abbüßen lassen, heißt nichts Anderes, als menschliche Gerechtigkeit, wie sie in der Zeit geübt wird, in die Ewigkeit hineinragen. Aber der Gedanke, die Menschen zu bessern, zu veredeln, zu heiligen dadurch, daß man der Seele oder dem Leib jenseits des Grabes Qualen anthut, ist doch gar zu lächerlich. Hat jemals in dem Verbrecher das glühende Eisen, mit welchem er gebrandmarkt wurde, Liebe zu seinem Henker erweckt? hat je dem Gefangenen die Kette seinen Kerkermeister theuer und werth gemacht? — Eben so wenig ließe es sich begreifen, wie der Schmerz Leibes und der Seele, mit welchem der Richter aller Welt schlägt, ihm in der Ewigkeit die Liebe seiner gemarterten Geschöpfe erwerben sollte.

Es gibt aber noch einen weiteren Grund dafür, daß Leiden nach dem Tode die schuldbeladene Seele nicht bessern kann. Eine Bekehrung ist möglich in dieser Welt; unmöglich ist sie in der andern. Das wird deutlich werden, wenn wir die Sache näher ansehen. Soll eine Aenderung sittlichen Werth haben, so darf sie nicht hervorgerufen sein durch einen unmittelbaren, handgreiflichen Vortheil; sie muß eingegeben sein durch

die Liebe zum Guten, durch den Abscheu vor dem Bösen. Ein Gefangener, der sein Verbrechen beweint, ohne seine Befreiung zu erwarten oder zu beanspruchen, kann ein besserer Mensch werden; aber aus einem Gefangenen, der seine Hüter belügt, seinem Richter schöne Worte gibt, den Heuchler spielt vor seinem Beichtvater, wird wohl nichts Gutes werden. Er treibt seinen Spott mit Gott. — Die Reue, und nicht die Furcht, bahnt den Weg vom Laster zur Tugend, vom Bösen zum Guten; mit einem Wort, es muß eine sittliche Umkehr erfolgen. Dieses Reuegefühl ist hienieden denkbar, wo der Mensch die schrecklichen Folgen seiner Verirrungen noch nicht vor Augen hat; wenn er hier in dieser Welt dem Bösen den Abschied gibt und dem Guten sich zuwendet, so ist das die Folge einer Aenderung, die in seinen Neigungen, in seinem Willen vor sich gegangen ist; diese Aenderung ist eine freiwillige, eine sittliche. Jedem wird sein Herz sagen, daß eine solche Aenderung Gott wohlgefällt, und daß Gott sie annimmt, und dem bekümmerten Herzen Gnade erweist. Aber in der andern Welt, wo die Folgen der Sünde sichtbar und fühlbar sein werden, wird für diese sittliche Aenderung kein Raum mehr sein; nur der Schrecken hat dort noch eine Stätte. Dort wird alsdann der größte Sünder, welcher ohne Buße in seiner Selbstsucht, seinem Stolz, seiner Unreinigkeit dahingefahren ist, in diesem inneren Zustand ankommen, ohne die Möglichkeit, von seinen Neigungen und Leidenschaften zu lassen. Denn alsdann wird er schauen, er wird nicht mehr glauben können; alsdann wird er mit Händen greifen, er wird nicht mehr auf's Wort merken und trauen können. Es ist keine Sittlichkeit mehr möglich, sobald der Nutzen, den der Gehorsam brächte, augenfällig und offenkundig geworden ist. Der Leib könnte zur Noth seine Handlungen umwan-

sein; aber die Seele könnte ihre Empfindungen nicht mehr ändern. Es ist zu spät; sich bekehren, wenn man die Hölle vor Augen hat, wäre die Wirkung der Furcht, Angesichts des Himmels —, wäre es die Wirkung des Eigennuzes. Der sittliche Beweggrund einer Reue ist unmöglich geworden.

Jenseits des Grabes gibt es weder Sühne, noch Prüfung. Man bekehrt sich nicht, indem man den Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit thut. Bei der Ankunft drüben ist man dasselbe, was man beim Scheiden von hier gewesen ist, und was man alsdann ist, bleibt man auf ewig, unbußfertig oder bekehrt.

Ich mache mich hier auf eine Einwendung gefaßt: „Du leugnest eine vorübergehende Reinigung; wie kannst du eine Hölle ohne Ende dir gefallen lassen? Sind die ewigen Qualen nicht schlimmer, als ein Leiden, welches Ziel und Ende hat?“

Das ist ganz richtig; aber wohlgemerkt, es handelt sich nicht darum, zu wissen, was schlimmer ist, sondern was wahr ist. Ich habe dir nicht gesagt, daß es eine solche Hölle gebe, wie du dir vielleicht eine solche vorstellst, sondern nur, daß es in der andern Welt kein die Sünde sühnendes Leiden gebe. Ist dieser Punkt zugegeben, so komme ich auf den ersten zurück.

Vor Allem mache ich darauf aufmerksam, daß, wenn es eine Hölle gibt, nicht Gott es ist, der den Menschen hinein gehen heißt; der Mensch geht selbst hinein, und das ist ein bedeutender Unterschied. Der Mensch ist frei, das Gute zu thun; aber er wählt das Böse. Man stellt ihm die Folgen seines Thuns vor; er fährt nach wie vor fort. Man bietet ihm Vergebung an, wenn er sich bekehre, er verschmäht sie bis zu seiner letzten Stunde. Wer hat ihn in's Verderben gestürzt? Ist es Gott gewesen, oder nicht

vielmehr er selbst? Du sagst mir vielleicht: „Aber Gott hätte ihn zwingen sollen;“ das heißt, nach deiner Ansicht hätte Gott aus dem Menschen eine Maschine machen, ihn wie ein unvernünftiges Thier behandeln, ihm eine Aenderung seines Lebens aufdringen sollen, wie man Fesseln anlegt. Mit einem Wort, du verlangst, daß der Mensch nicht mehr ein freies, sittliches, des Glückes fähiges Wesen sei.

„Nun,“ fährst du vielleicht fort, „es wäre besser gewesen, der Mensch wäre nie geboren, als daß er geboren worden ist mit der Möglichkeit, ewigen Qualen anheim zu fallen.“

Ehe ich darauf antworte, laß mich dir die Vorstellung, die ich mir von diesen Qualen mache, auseinandersetzen. Der große Haufe denkt sich die Hölle wie ein glühendes Feuerbecken, einen Kessel voll siedenden Oels. Ich gebe zu, daß einige Ausdrücke der heiligen Schrift diese Auffassung begünstigen. Aber ich erblicke darin Bilder, die einen Zustand des Geistes, nicht des Körpers malen sollen. Ich lasse also jede Vorstellung von der Hölle, welche sich an das sinnliche Bild anhängt, dahingestellt, und bleibe bei dem gelindesten, mildesten Ausdruck stehen. Aber auch dann kann ich in der Hölle nichts Geringeres sehen, als die ewige Entbehrung der himmlischen Seligkeit. Der Himmel ist dem Menschen angeboten, der Mensch verschmäht ihn; also muß er desselben entbehren, — das ist die Hölle. Aber ist dies allein nicht schrecklich genug? Auf immer und ewig, und zwar durch eigene Schuld, sich ausgeschlossen sehen von einem Glück, dessen man hätte theilhaftig werden können; das Jauchzen der Freude hören, die man nicht theilen darf; sich unwürdig fühlen einer himmlischen, heiligen, liebenden Gemeinschaft, deren Genosse zu sein man verschmähte; in Finsternissen sitzen, wenn dort das Licht



strahlt; nach Seligkeit dürsten, ohne zu ihrer Quelle nahen zu dürfen; mit ewig verbundenen Augen sich in einer Welt voll Wunder zu wissen; zuhören müssen, wie vormalige Freunde sich des Wiedersehens freuen und sich ihre Liebe zu erkennen geben, ohne das Fest mitfeiern zu können; — kurz, Alles auf immer und ewig zu entbehren, da man doch Alles die Ewigkeit hindurch hätte genießen können, ist das nicht ein Seelenschmerz, ein Nagen und Plagen, das den Namen der Hölle verdient? Heißt das nicht das Feuer im Busen, das Eisen im Herzen tragen?

Ja, ich begreife, daß der Mensch, der einmal in dem Zustande, da kein Anderswerden mehr möglich ist, sich befindet, ausruft: „Es wäre mir besser gewesen, wenn ich nie geboren wäre!“ Aber in diesem Zustand, da die Entscheidung für immer gefallen ist, befinden wir uns jetzt nicht. Man setzt uns zum Voraus davon in Kenntniß; wir können ihn vermeiden; eben der Schrecken, den er einflößt, soll uns treiben, ihn zu fliehen, so lange es Zeit ist; und wenn, um ihm zu entinnen, es genügt, um Gnade zu flehen, o dann freue ich mich hier unten, geboren zu sein.

Dies ist die Gefahr, welche jedes Menschenkind, das in dieses Leben tritt, auf sich zu nehmen, die entscheidende Wahl, die es zu treffen hat. Aber die Gefahr ist im Grunde keine, weil der Mensch ein sicheres und leichtes Mittel hat, sie zu bestehen. Laß mich meinen Gedanken durch eine seltsame, unmögliche, immerhin aber nicht ungeeignete Annahme näher beleuchten. Denke dir, daß Gott, ehe er eine Seele auf diese Erde gehen läßt, ihr die Wahl zur Entscheidung vorlegte: „Du wirst entweder für immer in deinem Nichts bleiben, oder du wirst in's Dasein gerufen, auf die Gefahr hin, eine ewige Seligkeit zu verfehlen oder zu erlangen; dabei wirst du aber nur deinen eigenen Wil-

Ion gegen dich haben;“ — glaubst du, diese Seele würde sich weigern, ihre Wanderung anzutreten? Ich meldestheils danke nicht. Somit ist deiner Einwendung das Urtheil gesprochen, und Gott hat wohl daran gethan, alle Geschöpfe, welche vor ihrer Geburt jenen Vorschlag angenommen hätten, auf die Erde herabkommen zu lassen.

Kurz und gut, in dem oben bezeichneten Sinne gibt es eine Hölle, welche Niemand leugnen kann, das heißt, ein Ausgeschlossensein von einem ewigen Glück, welches man durch eigene Wahl zurückgewiesen hat, indem man in dem Ofen lebte. Diese Ausschließung ist um so gerechter, als man sie hätte vermeiden können, wenn man nur Gnade und Vergebung hätte annehmen wollen.

„Gnade und Vergebung! Schon seit einer Stunde redest du davon! Aber wer kann auf dieser Erde Gnade und Vergebung gewähren?“

Derfelbe, der uns die Hölle broht; Er, der unser Verderben sah und mit uns Erbarmen hatte; Er, der, um uns das Leben zu erringen, selbst in den Tod gieng; Er, der seit Jahrhunderten den Seelen, welche auf Ihn vertrauen, den Frieden gibt; Er, dessen Religion die Welt umgestaltet hat; kurz Er, dessen Kreuz lauter sich hingebende, aufopfernde Liebe verkündigt: Jesus Christus! Ja, Jesus Christus, der eingeborne Sohn Gottes, hat uns nicht allein in seinem Leben und Wandel ein Vorbild gelassen und uns den offenen Höllenschlund ewiger Gewissensqualen gezeigt: Er hat uns vor Allem die Veröhnung unserer Schulden durch Seinen freiwilligen Tod angeboten. Die einzige Bedingung, unter der uns Gnade zu Theil wird, ist sehr einfach: wir müssen sie annehmen; sie ist uns frei und umsonst angeboten. Wer immer Reue und Leid trägt und sich zu Ihm wendet, und wäre es

ein Räuber, kann aus Seinem Munde das holdselige Wort vernehmen: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“

Ja, heute im Paradies! Vorerst noch im Paradies des Glaubens und der Hoffnung, bis daß komme das Paradies des Schauens und der ewigen Seligkeit.

Kurz, Gott heißt Keinen in die Hölle gehen; der Unbuckfertige geht selbst dahin. Gott ruft uns in den Himmel; wir sind es, welche sich weigern. Dieser Himmel aber wird uns frei umsonst geschenkt; warum weigern wir uns noch? Darum, weil man den umsonst geschenkten Himmel nicht annehmen kann, ohne sich zu bekehren, und sich bekehren will der Mensch nicht. Er will bleiben, was er ist. Wäre er aufrichtiger, so würde er nicht mehr sagen: „Gott ist zu gut,“ sondern: „ich bin zu feige! Ich liebe das Böse und will darin bleiben; bin ich einmal todt, dann mag Gott mich ändern, wenn es Ihm wohlgefällt!“

Das ist im Grunde der Gedanke derer, die sich weigern, zu glauben und sich zu bekehren. Wenn ihrer einige diese Zeilen lesen, so können sie nicht sagen, daß sie nicht gewarnt worden sind.

Ach, wir wollen aufrichtig sein, wir wollen unsere Schuld vor Gott bekennen, Seine Gnade annehmen, und auf Jesum Christ unser Vertrauen setzen. Der Frieden, den unsere Seele schmecken, die Kraft der Heiligung, die sich in unser Leben ergießen wird, wird für uns ein gewisses Unterpfand sein, daß wir in der Wahrheit sind.

---

## Was die Leute sagen: Warum macht Gott nicht, daß ich glaube?

und was der Herr Jesus darauf antwortet.

---

„Es ist sehr leicht, zu den Leuten zu sagen: Ihr müßt dies und das glauben! ja, glaube, wer da kann. Ich wünschte mir nichts lieberes, als zu glauben; unglücklicher Weise kann ich es nicht, das hängt nicht von mir ab. Warum macht Gott nicht, daß ich glaube?“

Also gestehst du doch, daß du nicht glaubst?

„Es kommt darauf an.“

Worauf?

„Ja, ich glaube an das, was ich sehe; ich glaube an mich, an diese Welt.“

Das heißt nicht glauben, sondern sehen. Ich frage nicht nach dem, was du siehst, sondern was du glaubst.

„Nun gut, ich glaube, daß es ein höchstes Wesen, einen Schöpfer gibt.“

Das ist schon etwas. Und was glaubst du noch?

„Ich glaube auch ein wenig an das zukünftige Leben; wenigstens wünsche ich ein solches, hoffe ich es.“

Und dann?

„Das ist Alles.“

Also glaubst du nicht, daß Gott uns Sein Gesetz in der Bibel gegeben hat?

„Nein.“

Du glaubst nicht, daß die, welche es verletz haben, einmal gestraft werden?

„Nein.“

Du glaubst nicht, daß Jesus Christus gekommen ist, um die, welche an Ihn glauben, selig zu machen?

„Nein.“

Du glaubst nicht, daß Gott Seinen heiligen Geist gibt denen, die da heilig leben wollen?

„Nein, nein.“

Gut; kannst du mir nun vielleicht sagen, warum da Dinge sind, die du glaubst, und andere, die du nicht glaubst?

„Ich weiß nicht.“

So will ich es dir sagen. Du glaubst an einen Schöpfer und an eine Zukunft, weil dich das zu nichts verpflichtet; und du glaubst nicht an die Bibel, an Jesum Christum, an den heiligen Geist, weil dich dies zu etwas verpflichten würde. Das sind die Gründe, warum du glaubst und nicht glaubst. Sage also nicht, daß du glauben möchtest; denn wenn man es wirklich wünscht, gelangt man auch dazu.

„Ich meinestheils versichere dich, daß ich glauben möchte, und daß ich doch nicht dazu komme.“

Möchtest du auch reich werden?

„Gewiß.“

Was thust du für diesen Zweck?

„Ich arbeite Tag und Nacht, Sonntag und Festtag; ich habe Arbeiter, ich habe ein Gewerbe, ich rechne und spekulire; kurz, ich gebe mir alle mögliche Mühe.“

Davon bin ich überzeugt; auch bezweifle ich nicht, daß du reich werden möchtest. Aber wenn du eben so gern glauben möchtest, warum arbeitest du nicht auch hiefür?

„Wie denn?“

Denkst du oft daran?

„Nein.“

Sprichst du zu Vielen davon?

„Nein.“

Liestest du hier und da gute, religiöse Bücher?

„Nein.“

Liestest du wenigstens die Bibel?

„Nein.“

Wie, du thust nichts, du sagst nichts, denkst nicht in Sachen der Religion, und du gibst doch vor, du möchtest glauben? Nein, nein; ich sage dir, du hast Ueber-Lust zum Gegentheil, und, wie ich dir eben sagte, du glaubst an das, was dich zu nichts verpflichtet. Du glaubst an einen Schöpfer, dem du das Dasein erlaubst; du machst aus ihm noch dazu ganz einfach das höchste Wesen, das erste in der Reihe aller der Wesen, der du angehörst. Du glaubst an ein zukünftiges Leben, eine einfache Fortsetzung deines jetzigen Lebens unter einer andern Gestalt, weil dich der Gedanke anlächelt, immer zu leben. Aber an ein Paradies oder eine Hölle, an das heilige Gesetz Gottes oder an einen heiligen Geist zu glauben, nein, nein, das willst du nicht! du bist sogar entschlossen, nicht daran zu glauben, weil dich das verpflichten würde, dein Leben zu ändern.

„Ich sage aber nein. Ich möchte nichts lieber, als glauben; warum zwingt Gott mich nicht dazu?“

Das, was du verlangst, ist unmöglich. Wie soll Gott denn dich dazu zwingen, zu glauben?

„Zum Beispiel könnte Er mir Dinge, wie den Himmel und die Hölle, zeigen.“

„Aber dann würdest du sie nicht glauben, dann würdest du sie sehen; dann wären deine Augen, aber nicht dein Herz überzeugt.“

„Das ist gleich; ich muß sehen, um zu glauben.“

Das ist nicht wahr! Du glaubst schon, was du nicht siehst, weil du an ein höchstes Wesen glaubst, welches du nie gesehen hast.

„O, das ist ganz etwas Anderes! Mein Verstand sagt mir, daß das Weltall sich nicht ganz allein gemacht hat; es muß also ein Schöpfer sein; ich glaube an ihn, ohne ihn gesehen zu haben.“

Sehr gut! Ebenso könntest du sagen: mein Gewissen, das wohl so viel werth ist, als mein Verstand, sagt mir, daß das Gute und das Böse nicht gleiche Dinge sind, daß es einen Richter geben muß, der sie abschätzt, um sie am Ende zu belohnen oder zu bestrafen. Aber nein, das sagst du nicht, aus Furcht, dein Gewissen aufzuwecken und auf's Neue zu bestätigen, daß du nicht glaubst, weil du nicht glauben willst. Gott kann also deinen Willen nicht zwingen.

„Wie, Er kann es nicht? Sagst du doch selbst, Gott sei allmächtig?“

Wir wollen uns darüber verständigen. Gewiß könnte Gott dich in einem gewissen Sinn zwingen, zu glauben; aber damit würdest du nicht mehr frei sein; dein Wille wäre, als wäre er nicht mehr vorhanden. Der Schöpfer macht, daß die Sonne die Erde erleuchtet und erwärmt; aber die Sonne hat weder Freiheit, noch Willen, und deshalb weder Gefühl, noch Glück, weder Freude, noch Schmerz, weder Laster, noch Tugenden; sie ist eine bewunderungswürdige Maschine, aber nichts, als eine Maschine! Das, was keinen Willen hat, ist kein Wesen mehr, ist kein Mensch mehr; es ist eine Sache, ein Stoff. Ich frage dich nun: Wenn du eine Sonne werden solltest, würdest du darein willigen, deinen freien Willen aufzugeben, dich kueten und formen zu lassen ohne Widerstand, ohne Gefühl? Ich habe also recht, zu sagen, daß, so lange du noch ein fühlendes Wesen bist, mit freiem Willen und Vernunft

begabt, Gott dich, das Wort buchstäblich genommen, nicht zwingen kann, zu glauben. Sage also nicht mehr: Gott möge machen, daß ich glaube; siehe lieber zu, wie du selbst zum Glauben kommen mögest.

„Aber könnte nicht Gott, ohne mich gerade zu zwingen, mich durch irgend ein Mittel zum Glauben treiben, ohne meinem freien Willen zu nahe zu kommen. Könnte er nicht, was wir eine sanfte Gewalt nennen, gebrauchen? Könnte er mir nicht gute, starke Beweise, unwiderlegliche Gründe geben? mein Herz und meinen Geist gewinnen? Kurz, ich weiß nicht was; aber mich dünkt, Gott könnte sich so gegen mich verhalten, daß ich mich Seinem Willen fügte, daß ich gutwillig zum Glauben gebracht würde.“

Das ist wahr; aber das ist kein Zwang mehr, das sind Gründe.

„Sei es, ich bin zufrieden. So gebe mir denn Gott Gründe, mächtige Gründe zum Glauben.“

Aber hat Er das nicht wirklich gethan? Hat Er dir nicht ein Gewissen gegeben, welches das Gute vom Bösen unterscheidet? Sagt dir nicht eine innere Stimme, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft werden muß? Ist es dir nicht ganz unbehaglich zu Muth, wenn du eine Ungerechtigkeit begehst? Und heute, da wir beide uns mit Sünden, die sich seit unserer Jugend aufgehäuft haben, beladen fühlen, haben wir nicht das Bedürfniß, Vergebung zu finden? Unsere Hoffnungen auf Glück, auf Erden immer wieder getäuscht, bewegen sie uns nicht, zu glauben, daß das Glück hier unten nicht zu finden ist? Und ist trotz solcher Erfahrungen das Verlangen, glücklich zu sein, weniger gebieterisch? Ist es nicht wahr, daß du das Gute nicht thust, das du doch liebst, und daß du die Nothwendigkeit eines Beistandes fühlst, um es zu vollbringen? Ist dies Alles nicht ein Grund, zu glauben, daß das Evange-



lum, welches ein heiliges Gesetz verkündigt, eine vollkommene Vergebung darbietet, einen heiligenden Geist gibt, die Wahrheit ist? Kurz, liegen nicht in dem ganzen Sehnen deiner Seele nach Vollenbung die mächtigen Gründe, die du verlangst, um dich zum Glauben zu bewegen, ohne dich dazu zu zwingen? Ist das im eigentlichen Sinne nicht die sanfte Gewalt, die du forderst?

„Es scheint doch nicht, weil ich immer noch nicht glaube.“

Du glaubst nicht, weil du widerstrebst. Du betäubst dein Gewissen, du leugnest deine Fehler, du suchst dein Glück im Sinnlichen, das es dir bis jetzt doch versagt hat. Aber was dieses Evangelium, diesen Erlöser, diesen heiligen Geist anbetrifft, wie kannst du glauben, wenn du durchaus das Buch nicht öffnest, das davon spricht? Sollen die Wörter sich vom Buche losmachen und dir in die Augen springen? Hoffst du, zu verstehen und zu empfinden, ohne zu lesen und zu hören? Sag's frei heraus, was thust du, um aus den Mitteln zur Ueberzeugung, die dir Gott gegeben hat, Nutzen zu ziehen? Nichts! Im Gegentheil, du thust, was du kannst, um ihre Wirkung zu vernichten; du schließt die Augen und das Buch; du suchst Streit mit denen, die zu dir darüber sprechen; anstatt den Wunsch zu hegen, zum Glauben zu kommen, ist es dir ein Genuß, wenn du einen Einwurf vorbringen kannst. Du hast mit mehr Vergnügen dem Ungläubigen zugehört, der in angenehmer Weise über die Religion spottete, als dem Gläubigen, der mit tiefem Ernst davon sprach. Was geht zum Beispiel zwischen uns vor? Ich spreche zu dir für dein Wohl; ich suche dich zu überzeugen, daß du ein unsterbliches Wesen bist, daß du einen Erlöser hast. Aber weit entfernt, diese gute Botschaft mit Freuden aufzunehmen, strengst du dich

an, gegen mich aufzutreten; jetzt bin ich dir zur Last, du wärest froh, wenn du mir beweisen könntest, daß ich Unrecht habe, daß du weder Erlöser, noch Heil, noch Himmel, noch Unsterblichkeit hast! Welche Thorheit! ein Mensch, der dem eine Falle zu stellen sucht, der ihm ein größeres Vermögen, als die Welt, einen mächtigeren Freund, als einen König bringt! Ein Mensch, der es ausschlägt, die Rechtstitel zu prüfen, die ihm Ansprüche auf die Ewigkeit verleihen.

„Gewiß nicht, gewiß nicht! ich weise keinen eurer Gründe zum Glauben zurück. Wenn ich sie nicht oft genug und nicht genug im Einzelnen prüfe, so geschieht dies wirklich nur aus Mangel an Zeit.“

Wie, nicht Zeit haben, um zu prüfen, ob du für die Zukunft ein Engel, oder für diese Zeit ein Thier bist? Nicht Zeit, die Schriften zu untersuchen, welche von sich zeugen, daß sie das ewige Leben geben? Welches ist denn das längere Leben, die schönere Bestimmung, die deine Zeit mit größerem Recht beansprucht?

„Ach, das ist alles schön und gut! aber vor Allem muß man leben und arbeiten; eure Bibel ist nicht leicht zu verstehen; sie ist auch sehr lang; ich bin kein Gelehrter, und ich komme wieder darauf zurück: warum macht Gott nicht, daß ich glaube, ohne daß ich mich so vielen Mühen und Schwierigkeiten unterziehen muß?“

Gut! ich gehe auf deinen Gedanken ein. Nehmen wir an: Gott will dir den Glauben geben, Er zwingt dich dazu; du hast einen so lebendigen Glauben, daß dir die geistigen Güter gewisser Maßen sichtbar werden. Du fühlst dich des Himmels versichert; du zweifelst nicht mehr, daß Jesus für dich gestorben ist, daß Er dich im Paradiese erwartet, und daß Er eben in diesem Augenblick den Vater bittet, dir Seinen heiligen Geist zu geben. Dieser heilige Geist kommt herab, durchdringt dein Herz; mit dem lebendigsten Glauben

weckt er in dir auch die umfassendste Liebe. Du liebst deinen Gott, du liebst deinen Nächsten, du opferst dich für ihn auf; dein Ueberfluß geht an die Armen, deine Mußestunden gehören den Kranken, du betest an ihrem Bette; du ermahnst den Ungläubigen, du fährst den Sünder wieder auf den rechten Weg, du gibst Allen ein gutes Beispiel. Du hast keine Verleumdungen, keinen Spott mehr in deinem Munde; du findest keinen Geschmack mehr daran, die Wahrheit zu verbrehen; ferne ist von dir die Liebe zum Gelde, ferne der Stolz und die Eitelkeit; du bist demüthig geworden; du sitzt gern unten an; kurz, mit der Wurzel des Glaubens gibt dir Gott seine Frucht, alle christlichen Tugenden. Antworte frei: Nimmst du diese Gaben an? Du kannst wie Paulus glauben, wie er dich hingeben. Bist du damit einverstanden? Nein, nein. Wenn Gott Seine Hand über dein Haupt hielte, bereit diesen Schatz auf dich fallen zu lassen, — du würdest die Flucht ergreifen, um dem aus dem Wege zu gehen. Du würdest dich vor dieser Hingebung, die dich deiner dir so theuren Selbstsucht beraubte, fürchten. Du würdest dich vor der Demuth, die dir deinen kleinen Heiligenschein nähme, fürchten. Und, wie ich dir zu Anfang sagte, du würdest den Glauben nur unter der Bedingung annehmen, daß er dir keine Pflichten auflegte. Und damit komme ich auf meine frühere Behauptung zurück, daß du vom Glauben darum nichts wissen willst, weil du fühlst, daß er dich zu etwas verpflichtet. Sage also nicht mehr: warum zwingt Gott mich nicht, zu glauben? Er thut es nicht, weil du nicht willst.

„Es ist möglich, aber nach alledem wird Gott nicht Rechenschaft von dem Glauben fordern, den ich nicht habe.“

Nein, gewiß nicht; aber Er wird dich deiner Sünden wegen zur Rechenschaft ziehen.

„Ach, so sündigen alle Menschen!“

Sie müssen auch alle Gott Rechenschaft geben.

„Er würde viel zu thun haben, wenn Er alle Sünder strafen wollte.“

Nicht mehr, als wenn Er sie alle belohnte, und weil beides gleich schwer ist, wird er recht richten. Du fändest es wohl recht, wenn Er dem Sünder das ewige Leben gäbe?

„Nein, aber Gott wird uns vergeben.“

Noch mehr, Er vergibt.

„Wie so?“

Ja, Er vergibt uns durch Jesum Christum von Stund an, vollkommen und für immer.

„Nun, das ist gut, ich nehme Seine Vergebung an.“

Also glaubst du?

„Das habe ich nicht gesagt.“

Nein, nur um mich, der ich von Christum spreche, los zu werden, hast du geantwortet: „Ich nehme Seine Vergebung an.“ Das war aber nicht wahr; deine Lüge ist noch eine Sünde mehr.

„Es scheint, als wenn du dir ein Vergnügen daraus machtest, mich zu quälen.“

Ja, ich quäle dich, wie ein Licht, das vor Jemand gestellt ist, der nicht sehen will. Aber wie keine Binde dicht genug ist, und kein Auge so fest geschlossen werden kann, um den letzten Sonnenstrahl auszulöschen, so macht sich auch die Wahrheit, die ich vor dein Gewissen gestellt habe, durch die Binde deiner Leidenschaften hindurch noch fühlbar; sie belästigt dich, du stößt sie zurück. Aber das ist vergeblich. Wenn du auch nicht willst, du siehst sie doch. Der Glaube bittet dich, will einziehen in dein Herz. Du kannst es ihm versagen; aber bedenke wohl, daß du heute seinen Schein gesehen hast. Bedenke wohl, daß er in deine Seele eindringen möchte, nur um sie zu erleuchten

und zu erwärmen, und dich schließlich glücklich zu machen. Betrachte seine Strahlen: auf einem kommt dir die Vergebung für dein vergangenes Leben: Jesus Christus gestorben für deine Sünden. Auf einem andern kommt dir die Heiligung deines Lebens, die Kraft des heiligen Geistes. Der erste Strahl gibt dir den Glauben, der andere die Zuversicht; ein letzter schafft in dir die Liebe zu Gott und zu den Menschen, den Frieden, die Freude in der Demuth. Du kannst altern; aber das bringt dich nur der Unsterblichkeit näher. Du kannst krank, arm, verachtet sein; alles dieß wird dir nur eine gesegnete Prüfung sein, die dich beten lehren wird, und du wirst stärker aus dieser Prüfung hervorgehen, bis endlich der Himmel sich öffnet, und der Glaube aufhört und das selige Schauen beginnt.

---

**Was die Leute sagen:**  
**„Die Wunder sind eine Unmöglichkeit!“**  
und was Jesus Christus darauf antwortet.

---

Die Leute sagen: „Die Wunder sind eine Unmöglichkeit.“ Ich frage: Warum? „Darum,“ heißt es, „weil ein Wunder der Umsturz der Naturgesetze ist; das ist aber eine unvernünftige Annahme, weil diese Gesetze unwandelbar feststehen.“

Ich gebe zu, das ist so eines von den schönen Schlagwörtern, welche dazu da sind, denjenigen Sand in die Augen zu streuen, die nichts weiter begehren, als mitreden zu dürfen, auch wenn sie selber nicht verstehen, was sie sagen. Allein ich möchte wissen, was diese Worte zu bedeuten haben, und so muß ich mir erlauben, sie etwas näher zu beleuchten.

Erstlich sagst du, das Wunder sei ein Umsturz. Das glaub' ich nicht. Derjenige, der das Gesetz geschaffen hat, hat auch das Wunder vorhersehen können und ihm Raum machen können in dem Gesetze selber. Das Gesetz vollzieht sich täglich in ununterbrochenem Fortgang, während das Wunder eintreten kann nach Ablauf einer gewissen, festbestimmten Zeit. Es gibt manche Pflanze, welche jedes Jahr Blätter bringt, aber nur viel seltener Blüten treibt. Darf man nun sagen, daß die Blüte, welche lange Jahre hindurch nicht zum

Vorschein gekommen ist, nun auch im folgenden Jahre nicht aufgehen könne, deswegen, weil dies ein Umsturz des Gesetzes wäre, das so lange Zeit hindurch gegolten hat? Nein, sondern man sagt vernünftiger Weise: dieser Baum bringt alljährlich Blätter, Blüten weniger oft; die Ausnahme des Blütenjahres ist vorhergesehen und beabsichtigt gewesen. Ein andres Beispiel: die Wiederkehr eines Kometen ist etwa auf einen bestimmten Tag vorausverkündigt gewesen, und nun ist er doch einmal zu spät gekommen. Man hat daraus geschlossen, daß er diesmal auf seiner Bahn sich andern Himmelskörpern mehr als sonst genähert hatte, welche unter dem Einfluß der „allgemeinen Schwere“ seinen Lauf verzögert hatten. Man nennt das in der Sternkunde eine Störung (Perturbation). Diese Erscheinung am gestirnten Himmel ist ein treffendes Bild des Uebernatürlichen auf Erden. Das Wunder ist eine vom Schöpfer vorhergesehene und beabsichtigte Störung (Perturbation).

Dann aber möchtest du mir wohl sagen, was denn ein Naturgesetz eigentlich ist? Ist es ein Gesetz, welchem die Natur unterworfen ist, oder ein Gesetz, welches die Natur auferlegt? Wie verhält sich's damit, ist es ein freigegebenes oder ein dem Verhängniß entsprungenes Gesetz? hat es einen Schöpfer oder ist es vielmehr ungeschaffen, blind, geistlos? Ist dieses Gesetz einmal aufgestellt worden, wie sollte dann der, der es gegeben hat, es nicht auch wieder zurückziehen können? Ist dagegen dies Gesetz ein Kind des Zufalls, dann ist es gar kein Gesetz, dann ist's nur eine Aufeinanderfolge von Thatfachen, die sich bis auf den heutigen Tag fortgesponnen hat. Du hast kein Recht zu behaupten, daß es sich noch fernerhin fortspinnen werde; denn du kennst das Wesen der Dinge nicht. Du hast die Dinge immer so gesehen.

Das ist alles, was du sagen kannst, du kannst nicht mit wissenschaftlicher Bestimmtheit behaupten, daß sie nicht anders zu sein vermöchten. So sagst du z. B.: die Erde hat sich stets im geregelten Laufe um die Sonne gedreht, sie kann also unmöglich stille stehen. Das heißt mit andern Worten behaupten, daß nichts in der Welt eine Veränderung erleiden könne, daß unser Erdball von jeher bestanden habe und daß er immerdar bestehen werde. Allein du weißt also nicht, daß die neuere Wissenschaft (nicht die Bibel, sondern die Wissenschaft) erkannt hat, daß es in den weiten Himmelsräumen Welten gibt, nicht nur solche, die erst in der Bildung begriffen sind, sondern auch noch solche, die schon in Trümmer gesunken sind, Welten, die in dem leeren Raume dahinschweben, wo andre schon gänzlich verschwunden sind. Das beweist, daß doch etliche Veränderungen haben stattfinden können in dem Bestand der Dinge, der bis auf diesen Augenblick sich erhalten hat. Du magst nun sagen, die Gesetze des Weltalls haben einen Urheber, oder sie seien ein Werk des Zufalls, ich behaupte dagegen nicht mehr bloß mit Vernunftgründen, sondern mit Thatsachen: diese Gesetze sind mehr als einmal umgestürzt worden.

Endlich, was ist denn die Natur, von welcher du mit so großer Zuversichtlichkeit redest? Weißt du's? Ist sie ein lebendiges Wesen oder ein todtcs Ding? Ist sie ein freier Wille oder die blinde Nothwendigkeit? Ist sie ein Gott oder bloßer Stoff (Materie)? Ich will dir sagen, was deine „Natur“ ist: ein Wort ist sie, weiter nichts! Setze einmal, statt dieses Wortes das, was du darunter verstehst, so wird dir die Wahrheit dessen, was eben gesagt wurde, besser einleuchten. An die Stelle des Wortes „Natur“, welches zweideutig ist, setze das Wort „Gott“ oder „Stoff“, „willenfreier Gott“ oder „willenloser Stoff“, und nun



wird dein herrliches Schlagwort wenigstens den Vorzug der Klarheit haben und so lauten: „Das Wunder ist eine Unmöglichkeit, weil es ein Umsturz der Gesetze Gottes“ oder „der Gesetze des Stoffes“ ist. Entscheibest du dich für „Gott“, so sage ich: Gott kann die Gesetze, die er aufgestellt hat, verändern oder zurücknehmen; ziehst du den „Stoff“ vor, so erwidere ich, daß du diesen Stoff nicht so kennst, daß du mit Sicherheit voraussagen könntest, was künftig eintreten wird, und daß du um so weniger das Recht hast, diese Bewegungen für unwandelbar zu erklären, als die Sternkunde dir Welten aufweist, die erst werden, und Welten, die vergehen; es gibt also etwas Veränderliches in den Gesetzen des Weltalls.

Aber wir wollen diesen Wahrheiten noch einen schlagenderen Ausdruck geben. Sagen, das Wunder sei eine Unmöglichkeit, heißt nichts anderes, als sagen, Gott habe weder Willen, noch Macht, noch Güte; ja, es heißt jagen: Gott ist gar nicht. Wenn dieser Gott einen Willen hat, wozu dient ihm derselbe? Zu nichts; die Gesetze der Natur binden ihn, sie sind unwandelbar, er muß sich ihnen selber unterwerfen. Er hat sich einen Herrn gegeben in einer blinden Kraft; er hat die Erde in Schwung gebracht und kann sie nicht mehr anhalten. Wollte er ihr ein Hinderniß entgegensezen, die Erde würde ihn mit fortreißen in ihrem Laufe; denn ihr Lauf vermöchte ja nicht eingestellt zu werden. Er hat erschaffen können, aber zerstören oder auch nur bestimmend eingreifen kann er nicht; er hat seine Macht abgetreten an die Allwirksamkeit des Stoffes. Wir hatten an Gottes Güte geglaubt, indem wir auf Erden unsre Ernten, unsre Lieben, unsre Freuden sahen: es war ein Irrthum: die Dinge sind so, weil sie eben so sind. Gott, der sie nicht erhält, hat sie auch nicht erschaffen können. Das Wasser erfrischt, die Früchte

ernähren — warum? weil das Wasser erfrischt und die Früchte ernähren; Gott hatte daran nicht gedacht. Ja, was sage ich? Ein Gott, der nichts ändern kann an seinem Werk, hat dies Werk gar nicht gemacht. Das Werk ist da, aber ohne Schöpfer. Dann aber, warum doch einen Gott sich einbilden, den man für die Vergangenheit wie für die Gegenwart nicht brauchen kann? Der Stoff allein ist, der ist von jeher da gewesen; es gibt gar keinen Schöpfer, es gibt gar keinen Gott? — Da hast du die nothwendige Folgerung aus deinem Satze: „Das Wunder ist eine Unmöglichkeit.“

Indessen, es gibt einen Beweis, der schwerer wiegt, als Erörterungen: das sind die Thatfachen. Anstatt zu sagen: „Sind Wunder möglich?“ sollte man vielmehr sagen: „Wer hat schon ein Wunder gesehen?“ Auf diese Frage antworte ich: „du! du hast's gesehen!“ Höre mich an.

Ich könnte dich darauf hinweisen, daß die Bibel schon vor viertausend Jahren vorausgesagt hat, daß jüdische Volk werde zerstreut, verfolgt und trotzdem erhalten werden, ohne sich je mit den andern Nationen zu vermischen; du weißt, daß Jesus Christus im Blick auf das noch stehende Jerusalem gesagt hat: „Es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben,“ daß er, von seinem Evangelium redend, erklärt hat, es werde „geprediget werden in der ganzen Welt,“ und „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ (Matth. 24, 2. 14. 35.). Das alles weißt du ganz gewiß, und im selben Augenblick siehst du sonnenklar mit eigenen Augen, daß in der That die Juden heutzutage zerstreut sind über alle Winkel der Erde, daß sie allein erhalten geblieben sind unter allen alten Nationen, daß sie verfolgt, verachtet, gemartert worden sind in allen Jahrhunderten,

und daß man sie unter Tausend herauskennt an ihren Gesichtszügen. Ebenso siehst du mit eigenen Augen gerade so sonnenklar, daß das Evangelium durch Sendboten in die ganze Welt hinausgetragen wird, daß das Wort Jesu Christi verbreiteter und lebendiger ist, als je, daß man es zu Millionen von Exemplaren in den Häusern, in den Herzen, im Mund und im Leben der Christen findet; du weißt aus den Zeugnissen der Geschichte und der Reisenden, daß das alte Jerusalem zerstört worden ist, daß dort nicht ein Stein auf dem andern geblieben ist. Ich könnte also zu dir sagen: Siehe, da sind zahlreiche augenfällige, weltumfassende Weissagungen, sie liegen erfüllt vor deinen Augen. Das sind doch wohl ebensoviele Wunder, die du selber siehst. Ich könnte bei alledem stehen bleiben und bei jedem einzelnen Zuge wiederholen: Siehst du, da ist ein Wunder, das du siehst und mit Händen greiffst. Aber nein, ich will nicht auf allen diesen Punkten beharren. Ich will dir lieber ein Wahrzeichen anderer Art vorführen, so groß, daß es den Erdball umspannt, so mächtig, daß es die Völker lenkt, so schön, daß von ihm die einzige, wahrhaft herzbeffernde Gesittung ausgeht, die sich je auf Erden gezeigt hat. Dies Wunder ist folgendes:

In dem Zeitpunkt, da Jesus Christus in diese Welt kam, zeichneten sich die in den geordnetsten Staatsverhältnissen lebenden Völker vor den ungebildeten Nationen durch ihren kriegerischen Muth, ihre Künste und ihre Wissenschaften aus; aber wohl gemerkt: diese selben Völker von Kriegsmännern, Künstlern, Weltweisen und Gelehrten waren nichts weniger, als sittlich gute Völker. Im Gegentheil, die Sittenverberberniß hatte sich mit den kriegerischen, künstlerischen und schriftstellerischen Erfolgen entwickelt. Gerade damals als die Römer die Welt bezwungen, alle Reichthümer

der Völker in Italien aufgehäuft, alle Genüsse des verfeinerten Lebens und des lüsternden Fleisches bei sich vereinigt hatten, gerade damals hatte auch die Unsitlichkeit den höchsten Grad erreicht: Ehebruch und Ehescheidung zerstörten das Familienleben, die Hälfte der Nation schmachtete in Sklaverei; mörderische Spiele, wo man lebende Menschen zu Hunderten den wilden Thieren vorwarf oder auch noch andern Menschen, die nicht weniger wild waren, wurden da gegeben zur Kurzweil für die Zuschauer. In Griechenland sehen wir das Weib eingesperrt in die Frauenwohnung, wie heute bei den Türken ins Harem, dies Weib als Magd behandelt, einem Stück Hausrath gleichgeachtet, zum Gegenstande herabgewürdigt, der eigens dazu da ist, die Lannen des Mannes zu befriedigen, und dann weggeworfen zu werden. — Der Mann ist zum Weibe geworden. — — Doch ich halte inne und fasse mich kurz: diese Völker vor Jesu Christo konnten sich wohl kriegsmuthig, künstlerisch und philosophisch gebildet nennen; aber gewiß sittlich gut waren sie nicht!

Was hat Jesus Christus aus diesen selben Völkern gemacht? Er hat sie umgewandelt durch sein Evangelium; nicht durch die Gewalt der Waffen, die Entziehung der Reichthümer oder der Genüsse, sondern durch das einfache Wort seines Evangeliums. Er hat zu ihnen gesagt: Nehmet mein Kreuz auf euch und folget mir nach; wie ich, so werdet ihr verfolgt werden, man wird euch richten, verdammen, tödten. Achtet es nicht, schreitet voran; seid heilig, wie ich heilig bin, lebet für eure Brüder, liebet eure Feinde, achtet das Weib; es sollen keine Sklaven mehr unter euch sein, ihr seid alle Brüder, der Vornehmste unter euch soll sein wie ein Diener! Er spricht es, und bald gehorchen die Völker gelehrt seinem einfachen Wort: die Götterbilder fallen, die Schamplätze schließen sich, die

Frauenwohnungen thun sich auf, das Weib wird des Mannes ebenbürtige Genoffin, man achtet sie; der Sklave erhält seine Freiheit von dem christlichen Herrn, Stiftungen christlicher Liebe werden errichtet, Predigtstühle der die Herzen bessernden Lehre erheben sich an der Stelle der Altäre, an welchen Unzucht getrieben wurde; Schulen, Spitäler, Rettungshäuser für die Kranken, die Alten, die Armen, die Kinder mehrem sich, und heute ist es in den Ländern, in welchen dies Evangelium herrscht, nicht mehr möglich, daß der Dürftige in der Unwissenheit bleibt, der Kranke auf der Straße, der Greis im Elend stirbt. Die Familie wird in Ehren gehalten, Zucht und Sitte geachtet, selbst von denen, welche ihr nicht immer nachleben. Und diesen Christen ist's nicht genug, selbst in den Wegen der Frömmigkeit zu wandeln: sie senden bis ans Ende der Erde Männer aus, die bestimmt sind, den Glauben und die Reinheit des Lebens hinauszutragen. Diese neuen Völker verebeln sich, wie die alten, und überall, wohin das Evangelium durchdringt, entfaltet sich die Sittenreinheit: die Menschenfresserei, der Götzendienst, das wilde Leben verschwinden; eine Kapelle von Eis oder Laubwerk ersteht, und die Leutlein, die gestern noch Barbaren waren, kommen dahin in langen Reihen, eine Bibel in der Hand, um im Frieden unsern Missionaren zu lauschen. Als Beweis ihers neuen Lebens schicken sie uns ihre Gaben, um an der Belehrung andrer Heiden zu arbeiten. Dieses Fortschreiten in der die Herzen bessernden Völkerbildung ist ein langsames, wie jedes Werk der Ewigkeit, aber es ist ein sicheres, es geht nicht zurück; wie die Sonne wird es unaufhaltsam vorwärts rücken und seinen Lauf vollenden durch die ganze Welt.

Ich wiederhole es absichtlich: diese Bildung ist keiner andern gleich, weder der des griechischen oder

römischen Alterthums, noch der jüngeren in China und Indien. Diese Bildung ist einzig und allein eine in ihrem Kern und Wesen sittliche.

Nun frage ich: Ist eine sittliche Umgestaltung, vollzogen durch das einfache Wort, bei allen Völkern, in allen Jahrhunderten, ist eine allgemeine sittliche Umgestaltung nicht eine unvergleichliche, eine staunenswerthe, eine göttliche That? Ist das nicht etwas Unglaubliches, ein wahres Wunder? Und siehst du dieses Wunder nicht? Umgibt dich's nicht von allen Seiten? Ist's nicht eine geistige Lebenslust, die du einathmest und die dich belebt, ohne daß du dran denkst? Es ist wohl zu beachten, wie hoch diese sittliche Menschenbildung über jeder andern steht. Wenn es sich um nichts weiter handelt, als um Einübung der Soldaten, um Ausbildung der Künstler und Gelehrten, dann hat man die ganze Willenskraft der Meister und der Schüler für sich: die Ruhmliebe, den Geschmack an der Musik oder der Malerei, das Spornende des Reichthums und des Wohllebens; eine solche Menschenbildung schmeichelt allen Neigungen des Herzens, man braucht nur ein selbstsüchtiger, eitler, genußsüchtiger Mensch zu sein, um sich ihr hinzugeben. Dagegen eine sittliche Menschenbildung bringt gerade diejenigen gegen sich in Aufruhr, welche sie zu bändigen bestimmt ist. Um Erfolg zu haben, bedarf sie also andrer wirkender Kräfte, als des Menschen. Um demüthige, liebevolle, aufopfernde Herzen zu schaffen, dazu bedarf es keiner geringeren Macht, als um Leiber zu schaffen. Es sind zwei Schöpfungen: die eine geistig, die andre natürlich. Ich bewundere eine sittliche Welt nicht weniger, als eine stoffliche Welt, und eine sittliche Welt hat Jesus Christus hervorgehen lassen selbst aus dem Schoße der Verderbniß. Wenn das kein Wunder ist, nun so schaffe doch du ebenso Großes, du mit all'

beinen Ungläubigen! Und wenn ihr es nicht im Stande seid, wie ihr es bewiesen habt seit Plato\*) bis auf Voltaire\*\*) herab, nun so gestehet doch, daß das Evangelium ein Werk vollbracht hat, von welchem alle Bücher und alle Menschen mit einander auch nicht eine Ahnung gehabt hatten.

Siehe, da hast du das Wunder als Thatsache; nun leugne es aus Grundsatz, wenn dir es gutdünkt. Sagst du: „Das Wunder ist eine Unmöglichkeit,“ so werd' ich dir immer erwidern: „Das Wunder liegt dir vor den Augen.“

Vielleicht wirst du mir bemerken, daß du nicht von dergleichen Wundern redest, daß du vielmehr jene Krankenheilungen, jene Todtenerweckungen im Auge habest, die im Evangelium erwähnt sind. Ich weiß das wohl; ich komme jetzt deshalb auch darauf zu sprechen.

Wenn du einmal die geistige Umwälzung, das große sittliche Wunder zugestehst, das durch Jesus Christus an dem menschlichen Geschlecht vollbracht worden ist, dann erkennst du eben damit an, daß Jesus Christus kein gewöhnlicher Mensch ist, daß er ein außerordentlicher Botschafter Gottes ist, und zwar ein größerer, als irgend einer von denen allen, die jemals aufgetreten sind. Jesus ist ganz einfach das, was er selber gesagt hat: das Licht der Welt, der eingeborne Sohn Gottes, der Heiland der Gläubigen. Wenn aber Jesus Christus dieses außergewöhnliche Wesen ist, ist es dann befremdlich, daß er während seiner Anwesenheit auf Erden Zeichen verrichtet hat? Waren diese Wunder nicht gleichermaßen in Uebereinstimmung

---

\*) Ein edler griechischer Weltweiser aus Athen, geb. 429, gest. 348 vor Christi Geburt.

\*\*) Ein leichtfertiger französischer Schriftsteller und sogenannter Philosoph, geb. 1694, gest. 1778.

mit seiner Größe, wie mit dem Bedürfniß, sich als Himmelsboten zu erkennen zu geben, wie endlich mit der Art des Volkes, mit dem er's zu thun hatte? Hätte das damals lebende Geschlecht auf die Entwicklung der sittlichen Zustände hinschauen sollen, wie sie in unsern Tagen als Thatsache vorliegt, zum Beweise, um an Jesum Christum zu glauben? War es auch nur im Stande, den sittlichen Charakter des göttlichen Botschafters zu würdigen? Bedurfte es nicht auffallende, unbestreitbare, sichtbare Zeichen dafür, daß Jesus Christus vom Himmel gekommen war? Das ist so wahr, daß heute, wie ehemals, der Ungläubige, den man zum Glauben auffordert, ganz von selber antwortet: „Man soll mich ein Wunder sehen lassen; so will ich glauben.“ Nun wohl! den Juden von ehemals, wie den Menschen von heute, jedem in seinem Theil, sind Wunder gewährt worden, wie sie ihrer Zeit, ihren Bedürfnissen, ihren Einsichten angemessen sind: den im Sichtbaren befangenen Juden hat Jesus die Brote vermehrt, unsrem vernünftelnden Geschlechte gibt er das Wunder einer sittlichen Wiedergeburt, welche die Völker umgestaltet. Die Wunder sind verschiedener Art, aber es sind doch immer Wunder. Eines hängt am andern; das letzte Glied der Kette beweist das Dasein der ersten. Man muß sie entweder alle verwerfen oder alle annehmen.

In der That sind die übernatürlichen und die natürlichen Thatsachen im Evangelium so innig mit einander verknüpft, daß es unmöglich ist, die einen herauszuschneiden, ohne auch die andern zu zerstören. Selbst wenn die Kritik es dahin brächte, aus den apostolischen Berichten dies oder jenes Wunder zu streichen, ja meinetwegen zehn, zwanzig Wunder, es blieben immerhin noch mehr übrig, als nöthig wäre, um festzustellen, daß das Wunder möglich ist. Schneide



sie alle heraus meinethalben; aber dann mußt du leugnen, daß Jesus Christus dereinst vor Zeiten auf Erden gelebt hat, daß er jetzt zur Stunde im Himmel wirksam ist, und zusehen, wie du uns das große Wunder der sittlichen Neugestaltung der Nationen durch das einfache Wort des Evangeliums erklären kannst!

O es gibt etwas Besseres zu thun, als dies Wunder zu leugnen; das ist: selbst ein lebendiger Beweis für dasselbe zu werden, endlich einmal anzuerkennen, daß ~~Der~~, welcher uns das ewige Heil anheut im Evangelium, das Recht und die Macht dazu hat; und statt zu disputiren mit seinem Worte, bestünde die Weisheit für die Ungläubigen vielmehr darin, es zu lesen, es zu glauben und darin zu leben, um ihre eigenen Seelen zu erretten.

---

**Was die Leute sagen:  
„Alle Religionen sind gut;“  
und was Jesus Christus darauf sagt.**

---

Ein Reisender hatte soeben dem Wirth seine Zechen bezahlt. Der Wirth hatte die Geldstücke, welche der Reisende vor ihn hingelegt hatte, eins nach dem andern, nach Gepräge, Klang und Gewicht geprüft und überzählt. „Ganz richtig!“ hieß es endlich. Ehe er gieng, zog der Fremde eine kleine Schrift mit dem Titel: „Ueber die Wahrheit der christlichen Religion“ aus der Tasche, und reichte es dem Wirth mit den Worten: „Wenn Sie einmal eine müßige Stunde haben, so lesen Sie diese Schrift.“ Der Mann schaut den Titel an und antwortet: „Ei, mein Herr, alle Religionen sind gut.“ Ohne ein Wort zu erwidern, holt der Reisende aus einem Schubfache, in welchem sich Münzen von jeder Größe befanden, ein Geldstück mit dem Bildniß des regierenden Fürsten hervor, wirft es auf den Tisch, wobei es einen verdächtigen Klang hören läßt, und sagt zum Wirth: „Wollen sie mir wohl dieses Geldstück nach seinem vollen Werth wechseln?“ Dem Wirth war der matte Klang sogleich aufgefallen. Er nimmt die Münze zwischen seine Finger, prüft sie von allen Seiten, wirft sie wieder hin und sagt: „Ich will nichts davon.“

Warum?

„Weil es falsch ist.“

Sind denn nicht alle Geldstücke gut?

„Nein.“

Sie unterscheiden also beim Geld zwischen falschen Stücken, und solchen, die es nicht sind?

„Natürlich!“

Das falsche Geld nennen Sie schlecht, das andere gut?

„Gewiß.“

Warum machen Sie nun zwischen den verschiedenen Religionen nicht denselben Unterschied? Warum nennen Sie nicht die falsche schlecht und die wahre gut?

Der Wirth antwortete darauf Nichts.

Sagen sie, fuhr der Fremde fort, anstatt gut „wahr“, und gewiß können Sie nicht mehr sagen: „Alle Religionen sind wahr.“ Und wenn nicht alle wahr sind, so sind nicht alle gut. Wir haben also alle unter den Religionen ebenso, wie unter den Geldstücken, eine Auswahl zu treffen; wir müssen die Wahrheit annehmen, den Irrthum verwerfen. Gleichgiltigkeit in dieser Hinsicht würde beweisen, daß man alle Religionen ohne Unterschied nicht etwa für gleich gut, sondern vielmehr für gleich schlecht hält. Diese niedrige Denkungsart wäre im Grunde nichts Anderes, als völliger Unglaube; vor allem der Wahrheit die Ehre!

„Ist aber nicht in allen Religionen Wahrheit enthalten?“

Und ist nicht in allen falschen Geldstücken Silber oder Gold enthalten? Nehmen Sie um des willen solche an? Nein, Sie wollen Ihr Geld ächt und lauter haben, nach seinem vollen, gesetzlichen Werth. Wenn ein solcher gesetzlicher Werth nicht existirte, so würden Sie unter den Geldstücken eine Auswahl treffen. Sie

würden den Prüfstein anwenden, um diejenigen herauszufinden, denen am wenigsten werthloses Metall beigemischt ist. Nun gut! wenn es sich um Religion handelt, so wenden Sie denselben Grundsatz an. Wenn Sie sagen, daß in allen Religionen Wahres zu finden ist, so wählen Sie diejenige heraus, welche am meisten Wahrheit enthält. Sonst ist, wie schon gesagt, Ihre Gleichgiltigkeit nur ein Zeichen Ihres Unglaubens.

„Aber was in den Religionen möglicher Weise Falsches ist, ist nicht das, worauf es ankommt. Die Moral ist es, worauf es ankommt. Und alle Religionen predigen Moral.“

Mit andern Worten, die Moral erscheint Ihnen als das, worauf es eigentlich ankommt, weil sie Ihren Gästen und Ihren Nachbarn gebietet, Ihnen keinen Schaden zuzufügen. Weil diese Moral Ihre Vertheidigung übernimmt, darum erweisen Sie ihr den gleichen Dienst; weil sie ihren Vortheil mehrt, darum heißen Sie sie gut. Ist denn aber das Uebrige alles nichts? Genügt es zum Beispiel, Moral zu predigen, daß man ihre Grundsätze auch befolge? Und weil die Priester aller Religionen Moral anempfehlen, bewirkt das, daß auch ihre Herden sich darnach richten? Nein! Moral zu predigen, ist noch Nichts; zu machen, daß man ihre Gebote befolge, das ist Etwas. Aber um das zu bewirken, muß man wirksame und kräftige, lautere und wahrhaftige Beweggründe an die Hand geben. Mit einem Wort, soll die Moral im Handel und Wandel wirklich geübt werden, so muß sie sich auf einen Glauben stützen, welcher mit der Wahrheit übereinstimmt. Nun wohl! welches ist dieser Glaube, der mit der Wahrheit übereinstimmt? Ist es der des Buddha, oder der des Confucius? Der, welchen Muhammed, oder der, welchen Jesus Christus verkündigt hat? Einer so gut, wie der andere kann es nicht sein; denn diese

Religionen sind einander entgegengesetzt. Wenn Jesus Christus der Sohn Gottes ist, so ist nicht Muhammed sein Prophet. Die Wahrheit kann sich nicht widersprechen; man muß zwischen Ja und Nein wählen.

„Nach ihrer Ansicht sollte ich also Haus und Hof verlassen, und die ganze Welt durchlaufen, um unter der Unmasse von Religionen herauszufinden, welches die falschen sind, und welches die wahre ist?“

Ehe ich Ihnen antworte, erlauben Sie mir eine Frage. Haben Sie schon von Kalifornien reden hören?

„Ei freilich! ich habe selbst seiner Zeit davon geträumt, daß ich wohl daran thun würde, auch dorthin zu gehen.“

Um die wahre Religion zu suchen?

„Das gewiß nicht; sondern um dort Gold zu suchen.“

Wiel Sie sind auf dem Punkte gewesen, eine Reise von zweitausend Stunden zu machen, Hacke und Schaufel in die Hand zu nehmen, wie ein Negerklave zu arbeiten, auf die Gefahr hin, am Fieber zu sterben, und das Alles für ein Stück Gold, das in ein paar Tagen verjubelt wäre; und um die Religion zu entdecken, welche auf eine Ewigkeit selig macht, finden Sie eine ähnliche Reise zu beschwerlich? Sie müssen selbst gestehen, daß, daß Sie lieber nach Kalifornien giengen, beweist, daß sie nicht entfernt an die Möglichkeit glauben, eine wahre Religion zu entdecken. Wenn Sie diese Hoffnung hätten, so würden sie bis ans Ende der Welt gehen. Doch, beruhigen Sie sich, das ist vorläufig noch nicht nöthig. Ehe man in alle Weite zieht, um zu prüfen, ist es am Platz, das, was uns zunächst liegt, zu prüfen. Ihre erste Sorge muß doch gewiß sein, die Religion des Landes, in welchem Sie leben, zu erforschen und zu prüfen, die Reli-

gion, in der Sie geboren sind, und die dennoch nicht die Ihrige ist.

„Wie? sie ist nicht die meinige?!“

Nein; denn wenn Ihrem Urtheil nach die Religion Ihres Vaterlandes die wahre wäre, würden Sie nicht sagen: „Alle Religionen sind gut.“ Die Sache verhält sich vielmehr so: dem Namen, der Taufe, der Theilnahme am Abendmal nach sind Sie wohl ein Christ; aber Sie sind kein Christ der eigenen Ueberzeugung nach. Was Sie also vor Allem zu thun haben, ist, das Christenthum ernstlich zu prüfen.

„Aber was wäre nur eine solche Prüfung für eine Arbeit!“

Keine so lange, als Sie glauben. So wissen Sie zum Beispiel, ohne je große Reisen gemacht oder viel gelesen zu haben, daß das Christenthum heutzutage unter den gebildeten Völkern die herrschende Religion ist. Sie wissen, daß es sich in fernen Erdstrichen ausbreitet, daß es täglich in neuen Ländern Boden gewinnt, und daß es sich in Indien und China, in der Türkei, in Australien und Afrika zu neuen Eroberungen bereitet. Auf allen Punkten schreitet es vorwärts, während dem Islam der Ruin droht, der Buddhismus dahinsiecht, und der heidnische Aberglaube in seinen verschiedenen Formen mehr und mehr zurückweicht. Diese erste Thatsache, der Erfolg, welcher das Christenthum auf allen Seiten begleitet, ist ein starker Beweis für das Christenthum. — Sodann liegt die Wahrnehmung nahe genug, daß überall, wohin das Christenthum dringt, die Aufklärung, die Kunst, die Sittlichkeit eine bleibende Stätte findet. Diese zweite Thatsache muß der Ansicht, daß das Christenthum ganz wohl die wahre Religion sein möchte, eine weitere Beweisraft verleihen. Ich gehe vorerst nicht weiter; sage aber, schon diese Vermuthung sollte

genügend sein, Sie zu einer vollständigen Prüfung der Frage bis ins Einzelne hinein zu veranlassen.

„Dazu habe ich keine Zeit.“

Wiel Sie haben Zeit, zu arbeiten, damit Sie reich werden, Zeit, dreimal des Tages Ihre Mahlzeit zu sich zu nehmen, jeden Morgen Ihre Zeitung zu lesen, des Abends mit Ihren Nachbarn sich zu unterhalten, Zeit, spazieren zu gehen, Ihre Pfeife zu rauchen; — und Sie hätten nicht Zeit, eine Prüfung darüber anzustellen, ob die Religion, die Ihnen den Himmel anbietet und die Hölle droht, wahr oder falsch sei? Da sagen Sie doch lieber, Sie wollen sich nicht damit beschäftigen.

„Bewahre, durchaus nicht! aber ich muß alles Ernstes sagen, daß ich auf die Prüfung der Religion unmöglich so viele Stunden verwenden kann.“

So viele Stunden, sagen Sie?

„Ja!“

Wie viele sind denn diese „so viele“ Stunden?

„Ach, Sie wollen mich nur aufs Eis führen.“

Keineswegs; da Sie aber nicht so viele Stunden darauf verwenden können, so sagen Sie mir doch, wie viele verwenden Sie schon jetzt darauf? Wenn das Wort „Stunden“ Sie erschreckt, so sagen Sie mir, wie viel Minuten des Tags Sie der Beschäftigung mit den Wahrheiten der Religion widmen? Und wenn das noch zu viel ist, sagen Sie mir, wie viel Minuten Sie die Woche über der Sache schenken? — Sie antworten Nichts. Gestehen Sie nur, daß Sie sich weder viel noch wenig, weder oft noch je einmal damit beschäftigen.

„Das ist allerdings wahr; wenn ich so viele verschiedene Meinungen, so viele verschiedene Kirchen sehe, so wage ich es gar nicht mehr, an eine solche Untersuchung zu gehen. Ich frage mich: Wer hat

Recht? die römische Kirche, die griechische Kirche, die protestantische Kirche? Und wenn ich zwischen diesen drei zu einer Entscheidung gekommen wäre, sollte ich mich zu den Jesuiten oder Jansenisten, zu den Reformirten oder Lutheranern, zu den orthodoxen oder schismatischen Griechen halten?“

Ich schlage Ihnen einen Weg vor, auf dem Sie aller dieser Fragen überhoben sind. Alle diese Kirchen, so verschieden sie auch sein mögen, behaupten gleichermaßen, mit derjenigen, welche Jesus Christus gestiftet hat, übereinzustimmen. Nun gut, gehen Sie ganz einfach und ohne Weiteres auf Christum und Seine Apostel selbst zurück! Lassen Sie sich daran genügen, das einzige Buch, welches allen diesen Gemeinschaften zur Grundlage dient, zu prüfen. Nehmen Sie das Neue Testament zur Hand und urtheilen Sie selbst. Gibt es etwas Einfacheres und der Frage Entsprechenderes?

„Ich fürchte nur, ich möchte das Buch nicht recht verstehen.“

Haben Sie schon versucht, es zu lesen?

„O, ich habe es ganz durchgemacht, als ich in die Schule gieng.“

Wie? Sie glauben, daß Sie ein religiöses Buch, das Sie als Kind und unter dem Stock des Schulmeisters gelesen haben, dadurch verstehen gelernt haben? Soeben äußerten Sie die Besorgniß, dieses Buch nicht zu verstehen, obwohl Sie ein gemachter Mann sind, und nun, um das Forschen in demselben als überflüssig darzustellen, berufen Sie sich auf die Beschäftigung damit, zu welcher Sie als Kind gehalten worden sind.

„Ich gestehe, daß es mir nicht leid wäre, wenn ich bei dem Lesen dieses Buches einige Anleitung hätte.“



Ei, was hindert Sie denn, sich solche, so viel oder so wenig als Sie wollen, geben zu lassen? Sind denn die Bücher, welche das Evangelium auslegen, so selten? Und wenn Ihnen keines derselben annehmlich ist, ist denn das Evangelium an und für sich dunkel? Hören Sie einmal einige Sprüche, wie sie da und dort auf seinen Blättern stehen: „Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. — Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirfst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe: so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder. Liebet eure Feinde, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Wenn du Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut“ (Matth. 5, 5. 23. 44. 6, 3.). Wenn Sie solche Gebote vernehmen, müssen Sie dann nicht fühlen, daß Sie weit davon sind, sie erfüllt zu haben, und müssen Sie nicht vor dem Worte Gottes zittern? Ich finde das begreiflich; aber andere Worte Jesu Christi können ihnen wieder Ruhe geben. „Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren ist. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig: so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“ (Luc. 19, 10. Matth. 11, 28—30.). Haben Sie Schulden und Sünden, über die Sie Leid tragen müssen? Jesus

sagt weiter: „Gehe hin im Frieden; deine Sünden sind dir vergeben. Ich gebe mein Leben für die Schafe. Des Menschen Sohn ist gekommen, daß er sein Leben gebe zu einer Erlösung für Viele. Glaubet an Gott, und auch an mich glaubet. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht; meinen Frieden gebe ich euch. Ich habe die Welt überwunden. Wer an mich glaubet, den werde ich auferwecken am jüngsten Tage. Wo ich bin, soll mein Diener auch sein.“ Nach dem Meister hören Sie nun auch die Jünger. Paulus sagt zu Ihnen, immer noch in demselben Neuen Testament: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind. Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Er hat Seinen eingebornen Sohn für uns alle dahin gegeben; wie sollte Er uns mit Ihm nicht alles schenken? Dieser Zeit Leiden sind der Herrlichkeit nicht werth, die an uns soll offenbaret werden. Die Liebe sei nicht falsch; hasset das Böse. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Habt einerlei Sinn unter einander; trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen; haltet euch nicht selbst für klug. Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden. Wir wissen, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel. Aus Gnaden seid ihr selig geworden, durch den Glauben; und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es“ (Röm. 8. 12. 2 Kor. 5. Eph. 2.).

Ich halte inne; denn ich müßte das ganze Neue Testament lesen, und indem ich Bruchstücke daraus anführe, ist es mir, als ob ich ihm seinen Reichtum und seine Fülle nähme. Aber da Sie fürchten, dieses Buch nicht genügend zu verstehen, um entscheiden zu können, ob es in Wahrheit von Gott sei, so lassen Sie mich seinen Inhalt in einigen Worten zusammenfassen. Darnach mögen Sie mir sagen, ob es wahrscheinlich sei, daß wir daran ein menschliches Nachwert haben.

Das Evangelium geht von der Voraussetzung aus, daß der Mensch nach Seligkeit dürste, und das erste Wort Jesu an Seine Jünger ist „Selig“; „Selig“ acht oder zehnmal wiederholt in einigen Linien. Nun frage ich Sie: ist es wahr, ja oder nein, daß Sie selig sein möchten?

Das Evangelium bezeugt sodann, daß die Quelle aller Traurigkeit in uns selbst liegt. Unser Glück oder Unglück hat seinen Grund nicht in der größeren oder kleineren Wohnung, die wir innehaben, nicht in dem besseren oder geringeren Essen, das wir genießen, sondern in unserem eigenen Innern. Wir haben viel mehr von unserer Furcht und Schuld zu leiden, als von irgend welchen andern Dingen. Könnten wir unsere bänglichen Besorgnisse für dieses und für jenes Leben los sein, könnten wir auf ein allmächtiges Wesen ein ganzliches Vertrauen setzen; wären wir der Schrecken des Gewissens und der Angst des Gerichtes entledigt; kurz, könnten wir einer seligen Ewigkeit sicher und gewiß sein, so wären wir von Stund an selig. Und das ist es ja gerade, was das Evangelium Ihnen entgegenbringt. Es macht Sie getrost, nicht auf einen Menschen, sondern auf Gott gänzlich zu vertrauen, auf Jhn, der so mächtig ist, Himmel

und Erde zu erschaffen, der so freundlich ist, hier unten Alles uns dienen zu lassen. Das Evangelium bietet Ihnen Vergebung an für Ihre Vergangenheit, die Kraft eines heiligen Lebens für die Zukunft, die Freuden des Himmels, den Genuß der seligen Ewigkeit, und alles das frei umsonst; der Preis dafür ist zum Voraus bezahlt durch Jesum Christum, der für Sie am Kreuz gestorben ist. Was können Sie mehr verlangen? Und nun frage ich Sie, ist einem Buch, welches so ganz den Bedürfnissen Ihres Herzens und Gewissens entspricht, nicht eben dadurch das Siegel desjenigen aufgedrückt, welcher Ihnen dies Herz und dies Gewissen gegeben hat? Fühlen Sie nicht, daß das Vertrauen auf Ihn Ihnen nöthiger ist, als das tägliche Brot? Fühlen Sie nicht, daß Sie außer Stande sind, Ihre Verirrungen ungeschehen zu machen? unfähig, es in Zukunft besser zu machen, als bisher? Und sind Sie nun nicht voll Freude über die Botschaft, daß eine unendliche Barmherzigkeit Alles wieder gut macht, jedem die helfende Hand bietet, jeden retten will? Dies ist es, was das Evangelium anbietet, ein vollkommenes, ein augenblickliches, gewisses, ewiges Heil, und zwar frei umsonst. Noch einmal, was können Sie noch Weiteres und Besseres verlangen? Und bedenken Sie noch, daß dieses Heil, welches Jesus Christus Ihnen anbietet, von Andern angenommen worden ist. Sie sind dadurch beseligt, ja, noch mehr, sie sind dadurch geheiligt worden. Ja, das göttliche Siegel, welches dieser Verheißung aufgedrückt ist, ist die Heiligkeit des Wandels, welche sie bei denen wirkt, die sie ergriffen haben. Und das ist nicht eine bloße Meinung, das ist eine Thatsache. In allen Jahrhunderten und in allen Ländern werden Menschen durch die Kraft des Evangeliums umgeändert und neu-

geschaffen; welchen schöneren und stärkeren Beweis könnten Sie für dasselbe fordern? — Mein lieber Herr, ich weiß nur zu gut, daß ich Ihnen nur das Wenigste gesagt habe. Ich lade Sie ein, selbst dieses Evangelium zu lesen. Und wenn Sie es verstanden, geschmeckt, in Ihr Herz aufgenommen haben, dann werden Sie wissen, daß nur in ihm die Religion der Wahrheit zu finden ist.



**Was die Leute sagen:**  
**„Brav gearbeitet ist auch gebetet;“**  
**und was Jesus Christus darauf antwortet.**

---

In einer dreieckigen Bude, die aus einem Mauerwinkel und einem davor gezogenen Bretterverschlag bestand, saß an einem Sonntag Morgen ein Schuhflicker, und klopfte fort und fort auf sein Leder los. Ein Vorübergehender mit einem Buche in der Hand blieb gerade vor dem Flickarbeiter stehen, und las mit erhobener Stimme folgende Worte: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle dein Werk thun; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn“ (2 Mose 20, 9. 10.; 5 Mose 5, 13. 14.). Und ohne eine Antwort abzuwarten, gieng er seines Weges weiter.

Den Sonntag darauf saß der Schuhflicker wieder da zu derselben Stunde, auf derselben Stelle, und hämmerte, wie am vorigen Sonntag, und derselbe Vorübergehende blieb abermals vor der Bude stehen, und las folgenden Spruch: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ (Matth. 16, 26.) — und gieng von dannen.

Endlich acht Tage darnach, immer auf der nämlichen Stelle, klopfte der nämliche Schuhmacher wieder, und der nämliche Vorübergehende blieb stehen und

sagte: „Wie viel verdienen Sie an einem Tag?“ Der Schuhmacher sah überrascht auf, und als er seinen Mann erkannte, erwiderte er ihm in verbrießlichem Tone: „Ich verdiene gerade so viel, als ich brauche, um nicht Hungers zu sterben.“

Und wie viel brauchen Sie zum Leben?

„Gerade so viel, als ich verdiene!“

Wenn es Ihnen recht ist, so will ich Ihnen ein Mittel angeben, wie Sie an einem Tage, in einer Stunde, in einer Minute zu etwas kommen können, von dem Sie zu leben haben für immer.

Der Schuhmacher vermuthete, der Mann wolle ihn zum Besten haben mit diesen Worten, blieb stille und hämmerte stärker. Endlich sah sich der Vorübergehende genöthigt, das Schweigen zu brechen, und sagte zu ihm:

Sie würden besser thun, heute am Sonntag zu Gott zu beten, und die Woche über unter Seinem Segen zu arbeiten.

„Ei was!“ versetzte der Arbeiter, „brav gearbeitet ist auch gebetet, wie's im Evangelium heißt!“

Wie sagen Sie?

„Ich sage: Brav gearbeitet ist auch gebetet, wie's im Evangelium heißt.“

Seien Sie doch so gütig, und geben Sie mir Auskunft, in welchem Kapitel und in welchem Vers das Evangelium das sagt? — mit diesen Worten legte der Vorübergehende sein Buch dem Schuhflicker in die Hände.

„O, ich bin nicht so gelehrt,“ sagte der Handwerksmann.

In diesem Fall, entgegnete der Fremde, will ich für Sie antworten. Ohne ein Gelehrter zu sein, kann ich Sie versichern, daß diese Worte: ‚Brav gearbeitet ist auch gebetet‘ weder im ersten, noch im zwei-

ten, noch im dritten, noch im letzten, überhaupt in keinem Evangelium stehen.

„Dann stehen sie vielleicht in den Episteln?“

Ebensowenig in den Episteln, als im Evangelium, und ebensowenig in der Apostelgeschichte, als in der Offenbarung. Mit einem Wort, ich stehe Ihnen dafür, daß diese Worte weder im Alten noch im Neuen Testament zu finden sind.

„Das ist zum Bewundern.“

Ich denke, daß weit eher Ihr Sprüchlein zum Bewundern, und ein Unsinn ist.

„Wie! Ein Unsinn?“

Ja, ein Unsinn, ein Erzunsinn; hören Sie nur, Sie werden's selbst empfinden.

„Machen Sie's nur kurz!“

Wenn ich Ihnen sagen würde: ‚Brav gebetet ist auch gearbeitet,‘ was würden Sie davon denken?

„Daß es eine Dummheit sei!“

Diese Dummheit ist ganz auf Ihrer Seite. Ob ich sage: ‚Brav gearbeitet ist auch gebetet,‘ oder ob ich sage: ‚Brav gebetet ist auch gearbeitet,‘ es ist eins wie das andere. Auf diese Weise könnte man Sprichwörter machen ins Unendliche, eins immer ebenso vernünftig, als das andre. Man könnte z. B. sagen: ‚Gut geschlafen ist auch gespeist,‘ und: ‚Gut gespeist ist auch geschlafen,‘ oder: ‚Trinken ist Essen,‘ u. ‚Essen ist Trinken,‘ oder etwa: ‚Ausruhen ist auch gearbeitet,‘ und: ‚Arbeiten ist auch ausgeruht,‘ ebensogut: ‚Sage die Wahrheit, so lügst du,‘ und: ‚Lüge, so sagst du die Wahrheit,‘ ‚Eine Albernheit ist ein Wiß,‘ ‚ein Wiß ist eine Albernheit.‘ Sie sehen, das Recept hat keine Schwierigkeiten. Darum wären mir die eigentlichen Binsenwahrheiten noch viel lieber, als da sind: ‚Arbeiten ist Arbeiten,‘ oder: ‚Beten ist Beten,‘ ‚Wer schläft, der schläft,‘ ‚Wer Mittag hält, der hält Mittag.‘ Ist diese neue Art von



Nebensarten auch weniger geistreich, so haben sie doch wenigstens den Vorzug, daß sie vollkommen wahr sind.

„Ich habe Ihnen ja schon erklärt, daß ich kein Gelehrter bin, und ich wiederhole Ihnen, was ich immer habe sagen hören: ‚Brav gearbeitet ist auch gebetet.‘“

Meinetwegen. Aber in Zukunft setzen Sie nicht mehr hinzu: ‚Wie’s im Evangelium heißt;‘ setzen Sie lieber hinzu: ‚Wie’s beim Unglauben heißt.‘

„Ist mir auch recht, und somit bleibe ich bei meinem Sprüchlein: ‚Brav gearbeitet, ist auch gebetet,‘ wie’s beim Unglauben heißt!“

Seien Sie so gütig, mir zu sagen, was der brave Arbeiter in einem solchen Gebet bittet?

„O, das ist sehr klar! Er bittet um sein täglich Brot.“

Um was noch mehr?

„Um die Kleidung.“

Um was weiter?

„Um eine dauerhaftere und wärmere Wohnung, als die Bude da.“

Und dann?

„Um die Gesundheit.“

Hernach?

„Um etliche Ersparnisse.“

Machen Sie fort!

„Schließlich, wo möglich, um ein Vermögen.“

Ist das alles?

„Ei, das ist übrig genug! Ich wäre ganz wohl damit zufrieden, wenn ich ein Vermögen und den gesunden Leib dazu hätte!“

Nun ja. Aber mitsamt dem Vermögen und der Gesundheit muß man eben doch zuletzt sterben.

„Das ist wahr. Aber später.“

In welchem Alter werden Sie gerne sterben?

„O niemals!“

Es kommt mir vor, das Arbeit = Gebet, welches ein Vermögen einbringt, kann Sie nicht von der Todesfurcht kuriren. Und wenn Sie todt sind, wohin kommen Sie dann?

„Unter den Boden.“

Ja, Ihr Leib; aber Ihre Seele?

„Man sagt, die Seele gehe zu Gott zurück.“

Wie! sie sollte in den Schoß Gottes zurückgehen, greuelhaft und über und über befleckt, wie sie ist?

„O, was das anbelangt . . . .“

Ich verstehe: das macht Ihnen wenig Unruhe, Sie denken nicht einmal daran, und das ist mir ein Beweis, daß Ihr Arbeit = Gebet Ihnen keine Versicherung der Vergebung Ihrer Sünden gibt.

„O, ich habe viel zu viel zu thun, ich habe gar nicht Zeit, um an böse Dinge denken zu können; ich muß arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sieben Tage in der Woche, und bin recht froh, daß ich nur noch schlafen kann.“

Weil Sie denken, Sie haben niemals Böses gethan, so liegt auf der Hand, daß Sie in Ihrem Arbeit = Gebet Gott nicht bitten, er möge Sie besser machen. Also kurz gesagt, in Ihren Hammerschlaggebeten bitten Sie weder um Heilung von der Todesfurcht, noch um Vergebung Ihrer Sünden, noch um Besserung Ihrer selbst. Mit einem Wort, das Einzige, was Sie in solchem Gebet zu bitten vergessen, ist die ewige Seligkeit! Und das Einzige, was Sie nicht vergessen, das ist Vermögen und Gesundheit auf ein paar Tage! Darauf erkläre ich Ihnen, daß Ihr Geschäft = Gebet gar kein Beten ist: es ist ganz einfach Arbeit. Arbeit ist ohne Zweifel etwas Gutes; denn, wie die Bibel hier irgendwo sagt, ‚wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen‘ (2 Theß. 3, 10.), und an einer andern Stelle (1 Mose 3, 19.): ‚Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.‘ Aber dies Gute

ist nicht alles; es ist nicht einmal die Hauptsache. Ganz sicher ist es etwas Anderes, als das Gebet; denn das Gebet ist nicht für das Zeitliche da, sondern für das Ewige, für das, wovon Sie sich bis jetzt gar nicht haben träumen lassen!

„Demgemäß sollten wir nach Ihrer Ansicht vom frühen Morgen bis zum späten Abend, statt zu arbeiten, beten, weil das auf die Hauptsache geht.“

Nein! Meine Ansicht ist die: wir sollten arbeiten für diese Welt, und beten für die andre. Sind wir erst von Gott erhört, dann müßten wir Zeit genug finden in diesem Leben, um die Woche über zu arbeiten, am Sonntag auszuruhen, alle Tage zu beten, Gutes zu thun an unsern Brüdern und uns christliche Tugenden anzueignen (2 Petr. 1, 5—7.).

„Ah bah! Und wo wollten Sie die Zeit hernehmen, um all' das Ding zu thun?“

Nichts Einfacheres, als das: alle die Zeit, die ich aufs Gebet verwenden würde, würde ich den Schwärmereien, den Verlästerungen, den leichtfertigen Unterhaltungen abbrechen. Alle die Zeit, die ich aufs Bibellesen verwenden würde, würde ich auf die Stunden verlegen, welche man dem Lesen von Romanen, von Gedichten und selbst von Zeitungen widmet. Alle die Zeit, die ich meinen armen, kranken, unwissenden Brüdern opfern würde, ich würde sie den Vergnügungen entziehen, die man am Spieltisch, auf der Regelebahn, auf dem Rachen, mit der Angel, auf der Jagd, auf dem Tanzboden, im Liederkranz sich macht, und so fände ich, ohne einen einzigen Augenblick meiner Arbeit abzubrechen, Zeit zum Beten, zur Handreichung, zur Ueberwachung meiner Worte und meines Wandels. Sie sehen, daß ich nicht zu Ihnen sage: Lassen Sie Ihre Arbeit liegen, sondern vielmehr: Arbeiten Sie und beten Sie, arbeiten Sie um Ihr täglich Brot und

beten Sie um Vergebung Ihrer Sünden, um Ihre Seligkeit und Heiligung.

„Sie haben gut reden. Ich wiederhole Ihnen, daß ich keine Zeit zu alle dem habe. So lange ich in meiner Stube bete, macht sich meine Arbeit nicht selber in meiner Bude. Das ist doch klar!“

Wie viele Stunden arbeiten Sie des Tags?

„Zwölf Stunden.“

Zwölf Stunden, das macht 720 Minuten. Und von 720 Minuten können Sie nicht fünf zum Beten nehmen?

„Nein.“

Nun ja, meinetwegen! An was denken Sie unter der Arbeit?

„O, an tausenderlei! Da denkt man zurück an vergangene Zeiten, und macht Pläne für die Folgezeit.“

Und wozu helfen Ihnen diese Gedanken an Ehemals und diese Pläne für die Zukunft?

„Zu nicht viel. Aber es dient zum Zeitvertreib.“

Nun gut. Weil Sie denn schlechterdings keine fünf Minuten von Ihren 720 der Arbeit gewidmeten fürs Gebet aussetzen können, so arbeiten Sie nur in einem Zuge fort, aber mitten unter der Arbeit, statt an Narrentheidinge zu denken, beten Sie zu Ihrem Gott. Ich sage nicht, Sie sollen niederknien und Ihre Hände falten; aber weil es Ihnen unmöglich ist, auf das Gebet die wenigen Minuten zu verwenden, die man mit Lappalien hinhbringt, so räumen Sie ihm wenigstens — nicht Ihre in Anspruch genommenen Hände, sondern — Ihren unbeschäftigten Kopf ein, und mitten unter der Arbeit der Hände beten Sie mit dem Herzen. Dann können Sie mit Wahrheit sagen: Brav gearbeitet ist auch gebetet.

„Ich wiederhole Ihnen zum hundertsten Male,

daß ich nicht die Zeit habe. Uebrigens sind wir ja jetzt einig; Sie haben auch soeben gesagt: ‚Brav gearbeitet ist auch gebetet.‘ Nur versteht jeder von uns das Wort nach seiner Weise.“

Sagen Sie doch lieber, Sie glauben nicht, daß Gott den erhöere, der betet; denn wenn Sie davon überzeugt wären, so würden Sie nicht mit Gott um fünf Minuten markten.

„Gott braucht meine Gebete nicht.“

„Nein, gewiß braucht Er sie nicht; aber Sie, Sie brauchen Gott und das Gebet! Und, ich wiederhole es, alles ist mir ein Beweis, daß Sie nicht glauben.“

„Jeder hat seinen eigenen Glauben.“

Ja, und jeder stellt seinen Glauben auf das, was er liebt. Selbst dann, wenn Sie glauben würden, daß Gott den, der zu Ihm betet, erhört, würden Sie nicht zu Ihm beten.

„Warum nicht?“

Darum, weil Ihr Trachten nach dem steht, was Er nicht anbietet, und weil Sie nicht das von Ihm begehren, was Er anbietet. Ihr Verlangen geht auf die Gesundheit Ihres Leibes, und Er bietet Ihnen die Gesundheit Ihrer Seele an. Sie bemühen sich um die Schätze, welche die Diebe rauben können, und Er bietet Ihnen die Schätze des Himmels an, wo die Gauner nichts nehmen können. Somit, selbst mit dem Glauben, welchen Sie zu haben vorgeben und welchen Sie nicht haben, könnten Sie nicht beten. Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß Sie nicht das Herz hätten, selbst um das zu bitten, wornach Sie in Wahrheit ein Verlangen haben. Wir wollen einmal sehen; hätten Sie das Herz zu sagen: „Lieber Gott, gib mir ein Vermögen!“ Nein, Sie würden sich dieser Worte schämen! Darum nehmen Sie dieselben

auch nicht in den Mund. Sagen Sie um so mehr: „Lieber Gott, gib mir deinen heiligen Geist!“? Nein, weil Sie nichts davon wollen. Somit, weil eines- theils das Schamgefühl Sie abhält, um das Irdische zu bitten, und anderntheils, weil Sie gleichgiltig sind gegen das Himmlische, so beten Sie um keines von beiden. Kurz und mit einem Wort: Sie arbeiten wohl, aber Sie beten nicht. Und doch haben Sie's nöthiger, als mancher Andere.

„Warum nöthiger, als mancher Andere?“

Der Grund ist sehr einfach: Weil Sie niemals um die Vergebung Ihrer Sünden gebeten haben, so haben Sie dieselbe nicht erhalten; weil Sie niemals um die Kraft, das Gute zu thun, gebeten haben, so thun Sie es nicht. Niemals haben Sie um den Glauben gefleht; darum glauben Sie auch nicht. Der Heide, der zu Gott betet, ohne Jesum Christum zu kennen, ist besser, als Sie, der Sie den Namen Jesu Christi kennen, ohne doch zu Gott zu beten.

„Ich sage Ihnen, daß ich nicht schlimmer bin, als die andern Leute.“

Nicht schlimmer, als diejenigen, welche sind, wie Sie. Aber Sie müssen mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie das nicht haben, um was Sie nicht gebeten haben: Ihre Sündenvergebung, den Himmel, den heiligen Geist.

„Und Sie wollten mich glauben machen, daß, wenn ich darum bäte, Gott mir Seinen heiligen Geist gäbe?“

Nicht ich bin's, der Sie das glauben machen will, sondern Jesus Christus. Aber bevor ich Ihnen Seine Worte wieder sage, erlauben Sie mir, eine Frage an Sie zu richten: Haben Sie Kinder?

„Ja, einen Jungen.“

Und wenn dieser Junge etwa zu Ihnen gesagt hat: ‚Vater, gib mir Brot!‘ — haben Sie ihm einen Stein dafür gegeben?

„Lassen Sie den Spott beiseite!“

Ich spotte nicht. Antworten Sie nur: Wann Ihr Sohn Sie um ein Ei gebeten hat, haben Sie ihm dann einen Skorpion in die Hand gelegt!

„Oho! das ist noch schlimmer! Wo wollen Sie nur damit hinaus?“

Das sollen Sie sogleich erfahren. Wenn Sie, ein Mensch, der, wie alle Menschen, mehr oder weniger böse ist, dennoch Ihren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel Gutes, d. i. Seinen Heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten? (Matth. 7, 11.; Luk. 11, 13.)

„Ihr Schluß ist richtig; aber — —“

Sagen Sie nicht: mein Schluß; sagen Sie: der Schluß Jesu Christi; denn dieser Ausspruch ist nicht von mir, sondern von Jesus Christus.

„Soll ich Ihnen offen sagen, was ich denke?“  
Reden Sie!

„Sehen Sie, ich sage mir: Mein Junge kann mich wohl bitten; ich bin ja da und höre ihn; aber — —“

Ich verstehe, und gebe Ihnen wieder eine Antwort aus der Bibel: „Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?“ (Ps. 94, 9.)

„Aber Gott ist im Himmel, und ich auf der Erde!“

„Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist,“ antwortet Ihnen Der, der das Weltall lenkt, „und nicht ein Gott, der ferne sei?“ (Jer. 23, 23.)

„Aber wie können Sie verlangen, daß Gott sich um die Gebete so vieler Geschöpfe bekümmere?“

Hat Er sich doch die Mühe genommen, sie zu erschaffen! War das, um sie ihrem eigenen Schicksale zu überlassen? Und gibt es etwas Natürlicheres, etwas Einfacheres, als daß Kinder ihren Vater bitten?

„Nein. Aber die Väter und die Mütter sind nicht immer aufgelegt, uns zu hören. — Gibt es doch Eltern, welche ihre Kinder aussetzen . . .“

Gut. ‚Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf‘ (Ps. 27, 10.). ‚Und ob ein Weib ihres Kindleins vergäße,‘ spricht abermals Gott selber, ‚so will Ich doch dein nicht vergessen!‘ (Jes. 49, 15.)

„Und Sie glauben, daß Gott mir die Tauben gebraten wird auf den Tisch fliegen lassen; ohne daß ich arbeite?“

Lieber Freund, legen Sie mir nicht mehr und nichts Anderes in den Mund, als was ich gesagt habe. Gott wird Ihnen Ihr täglich Brot geben, unter der Bedingung, daß Sie arbeiten; die Vergeltung dagegen, den Himmel, die ewige Seligkeit ohne Bedingung. Sie brauchen nicht weiter, als darum zu bitten, so erhalten Sie diese Güter umsonst; und, um nochmals einen Ausspruch Jesu Christi zu gebrauchen, sage ich Ihnen: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige alles (d. i. die Nothdurft für dieses Leben) zufallen‘ (Matth. 6, 33.).

„O, ich wollte gewiß nicht weiter verlangen. Aber wenn ich bedenke, daß meine Arbeit allein nebst mir Weib und Kind ernähren muß, so gestehe ich Ihnen, daß ich nicht ohne Unruhe bin — —“

‚Sorget nicht,‘ sagt Ihnen Jesus Christus (Matth. 6, 25—30.), ‚sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch.‘



Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie? Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusehen möge, ob er gleich darum sorgt? Und warum sorgt ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht viel mehr euch thun, o ihr Kleingläubigen? Sehen Sie, das sagt Ihnen Jesus Christus.

„Und wenn das Brot mir ausgehen wollte?“

Wie! das Brot sollte Ihnen ausgehen, weil Sie zu Gott beten würden?

„Nicht so; sondern wenn ich nicht arbeiten würde.“

Sehen Sie wieder, wie Sie mir immer Gedanken unterschieben, die ich nicht ausgesprochen habe? Ich habe Sie nicht ermahnt, nicht zu arbeiten; im Gegentheil, ich habe Ihnen Bibelworte angeführt, wie: ‚Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen,‘ ‚Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.‘ Was ich Ihnen rathe, das ist: Bringen Sie sich nicht in Sorge. Man kann mit den Händen arbeiten, ohne sich im Geiste abzuhärmen. Arbeiten Sie doch, arbeiten Sie, so viel Sie wollen; aber machen Sie sich keine Unruhe! Haben Sie Glauben und Vertrauen auf Gott und beten Sie zu Ihm!

„Trotz ihren Gebeten gibt es Heilige, die Hungers sterben.“

Kennen Sie solche? Selbst wenn Sie mir solche anführen könnten, so würde ich Sie daran erinnern, daß nicht die Güter dieser Welt, die Gesundheit, die Genesung im Evangelium dem Gebet verheißen sind. Wenn dem so wäre, dann dürfte der Christ nie leiden

und nie sterben. Aber mit unfehlbarer Gewißheit bringt das Gebet die geistlichen Güter: den Glauben, die Liebe und das ewige Seelenheil. Darum sagt der Psalmist (Ps. 73, 26.): „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil!“

„Aber ich weiß kein Gebet.“

Um so besser!

„Wie! Um so besser?“

Ja; denn wenn Sie eins wüßten, dann wären Sie in Versuchung, es herzusagen. Nun aber ist ein Gebet, das man im Gedächtniß hat, und mit den Lippen immer wieder nachspricht, gar nichts, als ein leeres Geschwätz: „Wenn ihr betet,“ sagt Ihnen Jesus (Matth. 6, 7.), „sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen.“

„Aber was muß ich denn sagen?“

Was sagt Ihr Junge zu Ihnen, wenn er gern Brot hätte?

„Er sagt zu mir etwa so: Vater, sei so gut und gib mir Brot.“

Und wenn Sie ein wenig Geld oder irgend etwas Anderes nöthig haben, womit Ihnen ein Nachbar ausshelfen kann, wie machen Sie's da?

„Ich gehe hin und sage zu ihm: Lieber Freund, thue mir doch einen Gefallen.“

Nun ja! So machen Sie's gegen Gott ebenso, wie es Ihr Junge gegen Sie, und wie Sie's selber gegenüber von Ihren Freunden machen; gehen Sie hin und sagen Sie ganz einfach: „Lieber Gott, vergib mir meine Sünden, gib mir deinen heiligen Geist,“ und so im Uebrigen bitten Sie um das, was Sie fühlen, daß es Ihnen fehlt, und nicht um das, was in dem oder jenem gedruckten Gebet zu lesen ist. Fürch-

ten Sie, daß Gott Sie nicht verstehe? Oder denken Sie etwa, Gott verlange, daß man sich in gutem Hochdeutsch auszudrücken wisse? Wenn die Sache so stünde, dann müßte das Landvolk mit seinem Bauerndeutsch aufs Beten verzichten!

„Das ist wahr. Aber könnten nicht Sie für mich beten?“

D ja, gewiß, und ich habe es schon gethan.

„Wirklich? Sie haben für mich gebetet, für einen Ihnen ganz unbekanntem Menschen?“

Ach! Wie ich Sie so arbeiten sah, Sonntag für Sonntag, da hatte ich Sie kennen gelernt, und diesen Morgen, wie ich dachte, ich werde Sie wieder, wie gewöhnlich, mit dem Hammer in der Hand antreffen, da habe ich unter dem Sehen Gott gebeten, Er möge mir den Muth geben, mit Ihnen zu reden, und Ihnen die Geduld, mich anzuhören. Sie sehen, daß Er diese beiden Bitten erhört hat.

„O, dann beten Sie noch ferner zu Ihm zu meinem Besten.“

Gerne. Doch wüßte ich noch einen besseren Rath.

„Und der wäre?“

Daß wir mit einander beteten.

„Ja, das will ich schon,“ sagte der Schuhmacher zögernd.

Wann? versetzte der Vorübergehende ermutigt.

„Wann Sie wollen.“

Nun denn, jetzt gleich. Kommen Sie mit mir nach Hause!

„Warten Sie einen Augenblick; ich will nur meine Werkstatt schließen.“

**Was die Leute sagen:**  
**„Man soll seine Religion nicht wech-**  
**seln, sondern bei der Religion bleiben,**  
**in welcher man geboren ist;“**  
und was der Herr Jesus darauf antwortet.

„Und ich meinstheils sage Ihnen, daß man seine Religion nicht wechseln soll.“

Und ich antworte Ihnen, daß man, um die Religion zu wechseln, vorher eine haben muß; Sie aber haben keine.

„Was wissen Sie davon?“

Ich weiß davon, was Sie selbst sagen. Wenn einer sagt, er wolle in der Religion seiner Vorfahren bleiben, so beweist er eben dadurch, daß er keine im Herzen hat. Sonst würde er nicht sagen: ‚Ich will die Religion meiner Vorfahren behalten,‘ sondern: ‚Ich will meine Religion behalten.‘

„Sehen Sie denn aber nicht, daß ihre Religion auch die meinige ist?“

Nein, ich sehe nur, daß Sie dieselben Gebräuche, Uebungen und Ceremonien haben; aber das Alles ist noch kein Glauben, keine Religion.

„Was ist es denn?“

Ein tochter Körper, eine Leiche; die Religion ist Geist und Leben. Darum frage ich Sie: Haben Sie in Ihrem Herzen einen lebendigen, thätigen, sich hingebenden Glauben?

„O, ich mache gar nicht den Anspruch, so fromm zu sein, wie . . . .“

Wie wer? — Sie antworten nicht? Nun gut, ich will Ihren Gedanken vollends aussprechen: „so fromm, wie ich,“ nicht wahr?

„Das sage ich nicht.“

So sagen Sie doch, wie wer denn?

„Nun, wie die Leute vor Alters.“

Das ist es eben, was ich Ihnen sagte. Die Leute vor Alters, zum Beispiele Ihre Vorfahren, waren fromm. Sie hatten eine Religion. Aber Sie, mit ihnen verglichen, haben nur einen leeren Schein, ein Schattenbild davon. Sie gehen zwei oder drei Mal im Jahr zur Kirche, Sie sind, ohne es zu wollen, getauft worden, Sie haben einmal (wahrscheinlich zum ersten und letzten Mal) aus Gehorsam an der Feier des heiligen Abendmahls Theil genommen. Vielleicht sind Sie in der Kirche getraut worden, und wahrscheinlich werden Sie einmal nach den Gebräuchen der Kirche begraben werden. Das ist Ihre ganze Religion. Nun gut, lassen Sie mir Ihnen sagen, daß die Glocke in meinem Dorfe auch getauft worden ist, so gut wie Sie. \*) Ich habe in den Zuchthäusern dreitausend Sträflinge gesehen, welche auch einmal am heiligen Abendmahl Theil genommen hatten, wie Sie. Es gibt keinen Schurken, keinen Dieb, keinen Ehebrecher, der nicht, wenn er reich genug ist, sich unter dem Geleite eines Priesters begraben lassen kann. Wollen Sie nun sagen, daß diese getaufte Glocke, diese Galeerensklaven mit ihrer Abendmahlsfeier, dieser Dieb, dessen Leiche in geweihter Erde ruht, eine Religion haben? und doch sind dieselben Ceremonien an ihnen

---

\*) In der römischen Kirche werden die Glocken geweiht und eingeseget; diese Handlung heißt die Glockentaufe.

vollzogen worden, welche Sie mitmachen. Nein; nein! Sie haben, wenn Sie so wollen, eine Kirche; aber eine Religion, einen Glauben haben sie nicht. Und was Sie anbelangt, so wiederhole ich es, um den Glauben zu wechseln, müßten Sie zuallererst einen haben.

„Nun, meinethwegen, ich will nicht streiten. Ich gebe Ihnen alles zu, was Sie gesagt haben, damit wir zu Ende kommen. Aber ich bleibe bei meiner Behauptung, daß auch in dem Fall, wenn ich mit meinen Vorfahren auch nur dieselbe Kirche habe, ich diese nicht wechseln soll.“

Warum?

„Weil ich dadurch meine Vorfahren entehrte; denn ich handelte, wie wenn ich mich ihrer schämte. Nein, aus Achtung für das Andenken meines Vaters will ich seinem Glauben getreu bleiben.“

Nun gut! wir wollen von etwas Anderem sprechen.

Wo sind Sie geboren?

„Im Solothurn'schen.“

Wie kommt es, daß Sie in Basel sind?

„Wir sind hieher gekommen, um einen bessern Verdienst zu haben. Mein Vater war Maurer; ich habe in der Schule das Bauzeichnen gelernt, und nun bin ich bei einem Baumeister.“

Wie? Ihr Vater war Maurer, und Sie begehren, Baumeister zu werden? Ihr Vater trug den Mörtel, und Sie wollen Paläste erbauen? Ihr Vater war auf dem Lande, Sie sind in der Stadt; er war ein Bauer, und Sie sind ein Herr; er ist arm geblieben, und Sie trachten darnach, reich zu werden? Aber sehen Sie nicht, daß Sie Ihre Vorfahren entehren, indem Sie weder in ihrem Dorfe, noch bei ihrer Unwissenheit, noch Armut bleiben? Ihre Achtung für Ihre Voreltern geht so weit, daß Sie bei ihrer Religion

bleiben, einzig und allein darum, weil sie dieselbe hatten; warum bleiben Sie nicht auch bei ihren Lumpen, weil sie solche trugen? Ja, wenn Geld und Gut mit im Spiele ist, dann machen Sie keine so verkehrten Schlussfolgerungen, als wenn es sich bloß um Religion handelt. Und woher kommt das? Daher, daß Ihnen mehr am Silber, als am Himmel gelegen ist, daß im Grunde das Gold Ihr Gott ist. Daß Sie diese Religion nicht wechseln wollen, glaube ich wohl, mag sie auch immer nicht die Ihrer Väter sein.

„Das ist aber etwas ganz Anderes. In Basel ist es besser, als auf einem kleinen Dörflein; das Bau-  
fach bringt weniger Mühe, aber mehr Verdienst und Ansehen, als die Kelle und der Mörtel. Wohlstand ist besser, als Elend und Noth.“

Ganz so; aber dann müssen Sie auch zugestehen, daß man in allen Dingen das Beste wählen soll, und daß wir, wenn unsere Väter eine schlechte Religion hatten, diese auch verlassen müssen, ebenso gut, als wir ihre ärmliche Hütte verlassen, um einen Palast zu bewohnen, als wir ihre Lumpen fahren lassen, um uns in ein reinliches, warmes Gewand zu hüllen, als wir ihre Unwissenheit abschütteln und nach Erkenntniß streben. Ist unsere Religion gut? Gibt es eine bessere? — Das ist die Frage, die uns am Herzen liegen sollte.

„Mir für meinen Theil ist es recht, wie es einmal ist, und ich will bei der Religion meiner Väter bleiben.“

Das ist nicht wahr.

„Wie? das wäre nicht wahr?“

Ihre Vorfäter waren Juden oder Heiden, und erst ihre Kinder sind Christen geworden. Sie handeln also nicht, wie Ihre Voreltern; denn die edelsten und besten derselben haben ihre Religion gewechselt.

„Oh, von diesen rede ich nicht.“

Aber ich rede von ihnen, und noch einmal sage ich Ihnen, daß Sie mit Ihrem Grundsatz: ‚Man muß bei der Religion seiner Väter bleiben,‘ Ihre Vorfahren entehren, indem Sie ihren Religionswechsel damit tabeln. Sie sagen zu mir, daß Sie auch thun wollen, wie sie; gut, so prüfen Sie, und wenn es nöthig ist, um die Wahrheit zu erlangen, so wechseln Sie.

„Ganz und gar nicht. Ich bekümmere mich nicht um die Heiden; ich bin ein Christ und will in der Religion bleiben, in der ich geboren bin. Es fällt mir nicht ein, die ganze Reihe meiner Vorfahren als rechte Leute hinzustellen. Ich sage nur so viel: Man soll in der Religion, in der man geboren ist, leben und sterben; als Christ bin ich geboren, als Christ habe ich gelebt und will als Christ einmal sterben.“

Wie die Apostel, ohne Zweifel?

„Ja, wie die Apostel.“

Und gewiß, wie Jesus Christus?

„Ja, wie Jesus Christus.“

Nun gut, lassen Sie mich Ihnen wiederum sagen: das ist nicht wahr. Denn die Apostel alle, ja, Jesus Christus selbst haben ihre Religion gewechselt; als Juden sind sie geboren worden und als Christen sind sie gestorben. Wächten Sie es wagen, sie darum zu tabeln? Könnten Sie sich einbilden, besser und klüger zu sein, als die Apostel und als Jesus Christus, weil Sie Ihre Religion nicht wechseln? Sehen Sie denn nicht, daß, wenn Ihr Grundsatz gut wäre, alle Heiligen, welche sich zum Evangelium bekehrt haben, zu tabeln wären? man müßte unsere Väter, unsere Großväter, unsere Voreltern tabeln und bis auf das erste Geschlecht zurückgehen, um die Religion Adams und Kains anzunehmen. Und was war Adams Religion? Die Em-



pödrung gegen Gott! und die Religion Kains? Der Mord! Lassen wir also diesen verkehrten Grundsatz fahren, und nehmen wir einen andern an! Wenn unsere Religion gut ist, wollen wir bei ihr bleiben; ist sie schlecht, so wollen wir den Muth haben, eine bessere zu ergreifen.

„Ich bin kein Theologe; ich bin nur ein einfacher Christ, und ich sage noch einmal, man soll seine Religion nicht wechseln; ich weiß nur so viel.“

In diesem Fall thue ich wohl daran, bei der meinigen zu bleiben?

„Ja!“

Und Sie bei der Ihrigen?

„Ja!“

Und die Juden bei der ihrigen?

„Ebenso.“

Die Muhammedaner thun wohl daran, ihrem Koran zu gehorchen, und vier bis fünf Frauen zu haben?

„Das ist ihre Religion.“

Und die Chinesen, die Hindu, die Götzendiener, die Kannibalen, die eine Schlange anbeten und einen Menschen verzehren, alle diese Leute thun wohl daran, ihre Religion nicht zu wechseln?

„Wenn man nur ein rechtschaffener Mensch ist, sind alle Religionen gut.“

Sie wollen sagen, daß alle Religionen schlecht sind?

„Nein, ich sage, daß alle gut sind, wenn man anders einen guten Lebenswandel führt.“

Das ist es eben; Sie räumen ein, daß man in allen Religionen Gutes oder Böses thun kann; darum ist die Religion überflüssig, es genügt, rechtschaffen zu leben.

„Nicht doch, nicht doch! Alle Religionen sind gut,

weil alle predigen und verlangen, was recht und gut ist!“

Dann muß man eine wie die andere behalten; sie alle sind gut, sie alle sind wahr, alle sind göttlich, auch die, welche einander entgegengesetzt sind, diejenigen, welche Etwas weiß nennen, und diejenigen, welche schwarz dazu sagen; diejenige, welche verkündet, Jesus sei Gott, und diejenige, welche in ihm nur einen Menschen erkennt. Muhammed hat Recht, wenn er sich zum Propheten aufwirft; der Papst hat Recht, wenn er erklärt, Muhammed sei ein Betrüger! Ihr Grundsatz: ‚Man soll seine Religion nicht wechseln,‘ erinnert mich an den Mann in der Fabel, der aus einem Munde kalt und warm bläst. Oder vielmehr ist Ihr Grundsatz eine große Heuchelei: die ihm zustimmen, nennen alle Religionen gleich gut; damit jeder bei der seinigen bleibe und auch ihr Leben und ihr Hab und Gut respektire, während sie im Grunde an keine glauben und nur sich anstellen, als ob sie bei ihrer Väter Religion blieben, nur um sich überhaupt nicht damit beschäftigen zu müssen.

„Ihrer Meinung nach müßten also alle Menschen die Religion wechseln?“

Nein, nur soll ein jeder prüfen, ob die seinige gut oder schlecht ist. Im erstern Fall hätte er seine Zeit nicht verloren; denn seine Ueberzeugung hätte dadurch neue Kraft gewonnen. Im zweiten Fall hätte er seine Seele gerettet, indem er den Glauben wechselte.

„Aber welche Arbeit gäbe das für denjenigen, der darauf kommt, daß der Glaube seiner Kirche nicht ganz richtig ist! Soll er denn nun alle christlichen Confessionen, alle Religionen der Götzendiener und Heiden prüfen? Denn, um zu wissen, ob die eine oder andere Religion besser ist, als die anderen alle, muß man sie doch alle prüfen.“

Es gibt einen kürzeren Weg, darüber Gewißheit zu erlangen, einen Weg, den man in jedem Fall vor allem anderem einschlagen muß.

„Welches wäre dieser Weg?“

„In sich zu gehen und sich selbst zu prüfen.“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich will mich deutlicher ausdrücken. Ich nehme Sie selbst als Beispiel; wie hätten Sie die Sache anzugreifen? Wir wollen sehen. Nach allem, was Sie mir gesagt haben, besteht für Sie die wahre Religion darin, ein rechtschaffener Mann zu sein?“

„Damit bin ich einverstanden.“

„Gut! nun prüfen Sie sich, ob Sie es in der That sind. Ich weiß wohl, daß Sie kein Verbrechen begangen haben, und daß man, das Criminalgesetz in der Hand, Sie nicht in das Gefängniß werfen könnte. Aber es handelt sich nicht um das Gesetzbuch, es handelt sich um das Gewissen; es ist nicht von menschlichen Richtern, sondern vom höchsten Richter, von Gott, die Rede; von dem, welcher die Herzen erforscht, welcher von den Gedanken Rechenschaft fordert, welcher die Geheimnisse eines jeglichen Lebens kennt, vor dem die Finsterniß Licht ist, welcher die Verläumdung, die Lüge, das Aferreden, die Unreinigkeit in Wort und That verdammt, lauter Fehler, für welche der menschliche Richterstuhl nicht zur Rechenschaft zieht. Sie verstehen, denke ich, daß ich mir nicht einbilde, bei einer Prüfung nach dieser strengen Regel besser gefunden zu werden, als Sie; vielleicht bin ich auch nicht schlechter, als Sie. Nun wohlan! wenn ich Sie nach mir selbst beurtheile, so können Sie vor Gott und Ihrem Gewissen nicht sagen, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben. Die Geheimnisse ihres Lebens möchten Sie weder Ihrem Freunde, noch Ihrem Seelsorger, noch irgend einem Lebenden enthüllen. Sie

bemühen sich selbst, sie zu vergessen. Sie fühlen sich also schuldig. Was würde es sein, wenn Sie Ihr ganzes vergangenes Leben vor Ihrem Blicke vorübergehen ließen! Was wäre es erst, wenn nicht Sie sich selber richten dürften (denn man hat immer gegen sich eine gewisse Nachsicht), sondern wenn Sie von einem Engel gerichtet würden! Und was wäre es vollends, wenn Sie von dem Gott gerichtet würden, dessen Augen so rein sind, daß sie Böses nicht sehen können? Was das heißen würde, kann ich freilich nicht vollkommen sagen; aber ein klein wenig kann ich es mir vorstellen, indem ich mich an Ihre Stelle denke. Ich weiß, daß ich jeden Tag irgend etwas Böses thue, und das seit Jahren; Böses in Gedanken, Böses im Verborgenen, Böses in den Augen aller derer, die mir je Vorwürfe gemacht haben, Böses in den Augen derer, die mir keine zu machen wagen. Sollte ich nun in meiner eigenen Sache ein besserer Richter sein, als dieser Haufe von Zeugen? Nein, nein! Mein Gewissen sagt mir, daß ich das Gute liebe, aber daß ich ferne davon bin, es immer zu vollbringen; daß ich einen Theil meiner Handlungen verberge, daß ich mich bemühe, den Leuten eine gute Meinung von mir beizubringen, die ich selbst nicht habe; mit einem Worte, daß Ihre Religion, welche Nichts fordert, als einen rechtschaffenen Lebenswandel, mich verdammt, und gleichermaßen auch Sie.

„Was ist denn da zu thun?“

Das frage ich Sie, was da zu thun ist.

„In Zukunft einen besseren Lebenswandel zu führen.“

Wenn ich die Zukunft nach der Vergangenheit beurtheile, so wird dabei nicht viel herauskommen. Und weiter: könnte unser zukünftiges Leben, wäre es

auch vollkommen, die schon begangenen Fehler ungeschehen machen?

„Nein; aber für diese kann man Vergebung finden.“

Vergebung finden? aber warum? Etwa, um uns zum Bösen zu ermutigen? oder um zu zeigen, daß das Gesetz Nichts ist? Warum sollte unser bisheriger Lebenswandel anders gerichtet werden, als unser künftiger? Sollte Gott zweierlei Maß und zweierlei Gewicht haben? Nein, das alles gewährt mir keine Beruhigung.

„Aber was thun Sie denn?“

Das thue ich, ich vertraue auf Jesum Christum, der durch Seinen freiwilligen Opfertod mir diese Vergebung erworben hat. Was ich nicht verdient habe, hat Er für mich verdient. Sein heiliges Leben, Sein versühnendes Sterben, Sein Werk, wie es auf Erden seit zweitausend Jahren fortgeht, das alles beweist mir, daß Er, wie Er von sich zeugt, der Sohn Gottes ist, und darum glaube ich an Sein Wort.

„Und was sagt Er Ihnen?“

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn dahin gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. — Wer an den Sohn glaubt, der hat das Leben. — Mein Blut ist vergossen zur Vergebung der Sünden für Viele. — Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. — Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen, seid, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Das sind die Worte, die mich trösten. Mein Gewissen sagt mir, daß ich an die Vergebung, wornach mich verlangt, von mir aus kein Recht habe; aber mein Herz ergreift die Vergebung, welche die Aufopferung und der Gehorsam eines Freundes mir er-

worben hat. Ich werfe mich also auf den, der sich für mich gegeben hat, der eben in dieser Stunde für mich bittet, der am jüngsten Tage zwischen mich und meinen Richter sich stellen und als mein Fürsprecher auftreten wird, meine Rechtfertigung eingeschrieben in die Wundenmale Seiner Hände. — Das ist die Religion, welche ich erwählt habe. Sie sehen, sie ist ganz einfach. Als einer, der Vergebung gefunden hat, bitte ich meinen Gott, Er möge mir die Kraft geben, das Gute zu thun, und ich fühle, daß Er in mir wirkt. Der Vater hat mich erschaffen, der Sohn hat mich erlöst, und der Geist heiligt mich.

„Aber woher wissen Sie, daß das die wahre Religion ist?“

Ein inneres Zeugniß sagt es mir; das Evangelium bekräftigt es mir, und die Christen aller Zeiten kommen, um dieses Zeugniß und das Evangelium zu bestätigen. Ich will Ihnen meinen Glauben nicht aufdrängen, aber als Ihr Bruder sage ich Ihnen: Machen Sie einmal den Versuch, dieses Evangelium zu lesen, zu Gott zu beten, und wenn Sie Ihre Sünden fühlen, setzen Sie Ihr Vertrauen auf Jesum Christum. Geboren wird Niemand in dieser Religion; aber jedermann kann ein Glied derselben werden, und wer es noch nicht ist, soll seine Religion wechseln.

**Was die Leute sagen:  
„Die Bibel ist ein Buch, wie jedes  
andere;“**

**und was der Herr Jesus darauf antwortet.**

~~~~~

„Ach! gehen Sie mir! Ihre Bibel ist ein Buch,  
wie jedes andere!“

Ehe ich hierauf antworte, erlauben Sie mir, eine  
Frage an Sie zu richten?

„Zwei, wenn Sie wollen.“

Nein, nur eine; aber versprechen Sie mir, auf-  
richtig darauf zu antworten.

„Reden Sie.“

Haben Sie die Bibel gelesen?

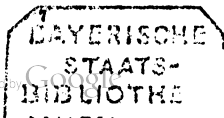
„Oh! ich habe schon so Vieles, so Vieles davon  
reden hören!“

Das will ich nicht wissen; sondern meine Frage  
war: Haben Sie die Bibel gelesen?

„Ja, in der Schule . . . . früher . . . . ein  
wenig . . . .“

Also ein Buch, an dem Sie als Kind das Les-  
sen lernten, ein Buch, das Sie seit Jahren nicht mehr  
gelesen haben, kurz, ein Buch von tausend Seiten, das  
Sie ein wenig, nur ein ganz klein wenig gelesen haben,

Roussel, Was die Leute sagen 2c.



daß erlauben Sie sich zu beurtheilen! Sie sagen einfach, es sei ein Buch, wie jedes andere? . . . Nun, welches sind diese anderen Bücher, welche, wie Sie sagen, mit der Bibel auf der gleichen Stufe stehen?

„Das ist ganz einfach. Ich stelle die Bibel nicht mit einem Roman zusammen, sondern mit solchen Büchern, die, wie die Bibel, gewissen Religionen zur Grundlage gebient haben, wie etwa der Koran Muhammeds, die Weda's der Hindu.“

Gut; da Sie mir erlaubt haben, zwei Fragen zu stellen, mache ich davon Gebrauch; lassen Sie mich eine zweite an Sie richten.

„Gerna.“

Haben Sie den Koran Muhammeds und die Weda's der Hindu gelesen?

„Ach, das gerade nicht.“

Wie! Sie stellen die Bibel, die Sie nicht kennen, mit dem Koran und den Weda's, die Sie nicht gelesen haben, zusammen? Heißt das nicht, wie ein Blinder von den Farben urtheilen?

„Aufrechtig gestanden, wiederhole ich nur, was ich gehört habe; jedermann wird Ihnen sagen, daß die Bibel ein Buch sei, wie jedes andere.“

Gewiß, jedermann, der sie nicht studirt hat; aber da Sie bis jetzt nur solche Leute gehört haben, so erlauben Sie auch einem Mann, der diese Bibel seit Jahren liest, seine Ansicht auszusprechen.

„Nun wohl.“

Vor allen Dingen ist die Bibel das älteste von allen Büchern, die wir kennen. Ihre ersten Seiten reichen bis auf Moses zurück, mehr als siebenzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt, während das älteste Buch der Chinesen nur bis auf Confucius, zwölf Jahrhunderte später, zurückgeht. Zwar gehen die Urkunden, welche dieser Weltweise benützt hat, auf eine frühere Zeit zurück;



aber ebenso kann man sagen, daß die Urkunden des ersten Buches Moses aus einer früheren Zeit stammen, als ihre Aufzeichnung. Ich lege nicht zuviel Gewicht auf die Thatsache, daß das Werk Moze's dem des Confucius vorangegangen ist. Nur um Ihre Frage zu beantworten, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß die Bibel schon in Bezug auf das Alter nicht ist, wie alle andern Bücher; sie ist das älteste Buch. — Beachten Sie ferner, daß dieses Buch nicht von einigen Liebhabern seltener Bücher in einer Bibliothek aufbewahrt worden ist, sondern von einem ganzen Volk, das dasselbe täglich lesen mußte, zu Hause, wie auf der Reise, es hören sollte aus dem Munde seiner Könige und seiner Priester. Seine Hüter trugen so große Sorge dazu, daß sie sogar die Worte und Buchstaben darin gezählt haben. Die jüdischen Schriftausleger hätten Ihnen genau angeben können, welches Wort gerade in der Mitte des Buches stehe; wie viel Worte in diesem Buche enthalten sind, wie viel Buchstaben in jenem. Derartige Berechnungen sind freilich kindisch; aber sie haben wenigstens das Gute, daß sie uns zeigen, mit welcher Wachsamkeit die Juden das Alte Testament gehütet haben. Was nun vollends das Neue Testament anbelangt, so hat man es nicht nur zu allen Zeiten in den verschiedenen Kirchen Afrika's, Asiens und Europa's gelesen, sondern zahlreiche Kirchenversammlungen haben sich damit beschäftigt, Tausende von Schriftstellern haben es erklärt; die daraus angeführten Stellen sind so häufig und mannigfaltig, daß man noch heutiges Tages, wenn der heilige Text verloren gienge, das Werk von Neuem zusammensetzen könnte, indem man nur die von den Kirchenvätern angeführten Stellen zusammenzustellen brauchte. Sie werden mir also zugestehen müssen, daß auf die Reinerhaltung der Bibel eine Sorgfalt verwendet worden ist, wie sie lei-

nem anderen Buche zu Theil wurde; daß also auch in dieser Beziehung die Bibel höher steht, als jedes andere Buch.

Diese mit so vieler Wachsamkeit bewahrte Bibel ist Jahrhunderte hindurch von Tausenden und aber Tausenden von Schreibern, Mönchen und Gelehrten abgeschrieben und wieder abgeschrieben worden. Bei Erfindung der Buchdruckerkunst war die Bibel das erste Buch, das gedruckt wurde; die Ausgaben waren so zahlreich, daß die Zahl ihrer Bände größer war, als die aller andern Bücher zusammen. Diese Vielfältigung unserer heiligen Schriften war so massenhaft, daß man heutiges Tages die Exemplare nach Millionen zählen muß. In England und Amerika drucken zwei Bibelgesellschaften für sich allein jährlich für fünf bis sechs Millionen Franken, und man kommt der Verwirklichung des Gedankens immer näher, jeder Familie in dem uns zugänglichen Theil unserer Erde ein Exemplar in die Hände zu geben. Gibt es unter allen andern Büchern nur Eines, bei welchem auch nur in annähernder Weise von solchen Ergebnissen die Rede sein kann?

Aber diese Bibel findet nicht nur weit und breit ihren Weg in die Häuser und Familien hinein, sondern sie übt auch einen mächtigen Einfluß auf dieselben. Um ganz richtig darüber zu urtheilen, müßten wir in jenen Gegenden leben, wo Vater, Mutter, Kinder und Dienstboten sich täglich zweimal um das heilige Buch versammeln, um es mit Andacht und Verehrung und unter Gebet zu lesen, damit Gott allen die Kraft gebe, seine Lehren zu befolgen. Wie viele Kranke, Betrübte, Sterbende sind schon durch die Verheißungen des Evangeliums getröstet worden! wie viele Gemeinden werden jeden Sonntag erbaut durch diese Schrift, als durch eine von Gott eingegebene! Wo ist in der Welt ein

Buch, das einen solchen Einfluß ausübt? Die menschlichen Gesetze werden von Richtern auf Andere angewendet, die dieselben aus Furcht beobachten; die Gesetze der Bibel dagegen werden von den Gläubigen auf sich selbst angewendet, indem sie dieselben aus Liebe befolgen. Von welchem Gesetzbuch könnte man etwas Ähnliches sagen? — Was also das Alter, die Erhaltung, die Verbreitung, den Einfluß der Bibel betrifft, so hat dieselbe nicht ihresgleichen in der Welt, und wir können schon aus alle dem schließen, daß sie kein gewöhnliches Buch ist. Aber prüfen wir die Sache näher; und öffnen wir dieses Buch, und sehen wir, was darin steht.

„Wie! Sie wollen mir die ganze Bibel vorlesen?“

Haben Sie keine Angst; ich weiß, Ihre Geduld, sie zu hören, wäre bald zu Ende. Deshalb will ich nur eine kleine Zahl von Gedanken daraus nehmen, und sie mit denen vergleichen, welche andere Bücher über dieselben Gegenstände aussprechen. Sie haben selbst die Weda's und den Koran genannt; so lassen Sie uns diese mit der Bibel zusammenstellen. Halten wir uns an einen einzigen Gegenstand, unstreitig den wichtigsten für uns, ich meine unser eigenes „Ich“, vor, während und nach diesem Leben. — Vor uns war unser Schöpfer. Nun, wer ist dieser Schöpfer nach dem Buche der Hindu? In der bewundernswürdigsten Stelle antwortet man uns unter den verschiedensten Wendungen und Ausdrücken: „Ich weiß es nicht.“ „Es ist der, den unser Verstand nicht fassen kann, den unser Auge nicht sieht, den das Ohr nicht hört, der durch den Geruch nicht unterschieden wird. Der Mensch, der meint, er kenne ihn nicht, der eben kennt ihn; und wer ihn glaubt zu kennen, der kennt ihn nicht. Er wird für unbegreiflich gehalten von denen, die ihn am meisten kennen, und diejenigen, die ihn

ganz und gar nicht kennen, meinen, sie haben ihn vollständig erkannt.“ Sie sehen, die Weda's sagen mit vielen Worten nichts anderes über Gott, als was auch der Unwissendste wiederholen kann: „Ich kenne ihn nicht.“ — Fordern Sie aber von der Bibel Aufschluß über dieses Wesen der Wesen, so wird sie Ihnen ohne Aufwand und Schwall von Worten sagen: „Gott ist, der da ist,“ derjenige, der durch sich selbst besteht; und durch dies eine Wort wird sie Ihnen mit einem Male kund thun, daß Gottes Dasein ein ewiges ist, daß aber das unsrige einmal begonnen hat; daß Gottes Dasein ein unbedingtes, in sich nothwendiges, das unsere aber ein bedingtes ist; daß Gott der Herr über alles ist und wir seine Unterthanen sind. Mit dieser Erklärung wird uns allerdings Gottes Wesen nicht enthüllt; aber wir lernen daraus alles, was wir zu begreifen fähig sind, und was wir zu wissen brauchen. — Gehen wir von unserer Vergangenheit in Gott zu unserm jetzigen Leben über, und fragen wir Manu, der nach den Weda's der Sohn Gottes ist, was das Menschengeschlecht ist. Er wird uns antworten, daß aus Brahma's Mund, Arm, Schenkel und Fuß der Brahmane, der Kschetrija, der Waischja und der Sudra hervorgegangen sind. Daher die vier Menschenklassen; daher die Kasteneintheilung in Indien, der Hochmuth und die Herrschaft der Einen, die Verkommenheit und Unwissenheit der Andern, daher endlich die widersinnigen, erniedrigenden Unterscheidungen, welche den größten Theil dieses Volkes in Sklaverei halten. — Richten Sie nun dieselbe Frage an den, den die Bibel auch Gottes Sohn nennt; Jesus Christus wird Ihnen antworten: „Ihr seid alle Brüder.“ Alle sind Brüder! hören Sie es? Da gibt es keine bevorzugten, keine in den Staub getretenen Klassen; keinen Herrn von Gottes Gnaden; keine Sklaven nach der Ordnung

des Evangeliums. Nach der Bibel ist hier „kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, sondern alles und in allen Christus.“ „Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen.“ Adam ist unser gemeinschaftlicher Vater; mit einem Worte, wir sind alle Brüder, d. h. unter einander gleich, und darauf angelegt, uns gegenseitig zu lieben als Angehörige einer Familie, uns zu helfen als Glieder eines Leibes. Es versteht sich von selbst, daß in dem gesellschaftlichen Verbande Jedem frei gestellt ist, vor Andern Kenntnisse, Einfluß und Reichthümer sich zu erwerben; aber eine und dieselbe Freiheit ist Eigenthum eines Jeden; nach dem Evangelium ist Niemand von Geburt an dazu verdammt, unwissend, oder arm, oder Sklave zu bleiben. Nicht die Geburt, sondern Thätigkeit, Muth, Tugend weisen uns unsere Stelle an; und so groß auch die Verschiedenheit im Rang, im Vermögen, in der äußeren Stellung sein mag, die Christen bleiben Brüder in ihrem gemeinschaftlichen Heilande. Vom Throne bis zur Hütte umschlingt alle ein Band der Zusammengehörigkeit. Das wäre denn der Unterschied hinsichtlich des zweiten Punktes unserer Vergleichen. Nach dem Buche der Hindu zerfallen wir in vier Klassen von Menschen, von denen jeder in seiner Kaste bleiben muß, sei es als Priester, Krieger, Ackerbauer oder Sklave; das Buch der Christen dagegen beruft uns alle zu brüderlicher Gleichheit. Finden Sie, daß das dasselbe ist? und ist die Bibel auch hierin, wie jedes andere Buch? — Nun aber ein letztes Wort über unsere Zukunft, und da Sie schon den Koran erwähnt haben, werden Sie mir erlauben, ihn über diesen Punkt mit dem Evangelium zu vergleichen. Indem Jesus von unserm zukünftigen Leben spricht, sagt er uns, daß wir dort weder freien, noch uns freien lassen werden,

sondern „daß wir sein werden gleich wie die Engel Gottes im Himmel.“ Das ist begreiflich: wo man nicht stirbt, da ist auch das Geborenwerden unnöthig; wo das Schicksal eines Leben durch seinen frühern Wandel bestimmt wird, kann kein Raum mehr sein für Neugeborene, die nichts von den Prüfungen wissen, die in einem früheren Leben den christlichen Sinn erzeugt und bewährt haben. In einer Welt endlich, wo unser jetziger Leib eine vollständige Umwandlung erleiden muß, um die Unverweslichkeit anzuziehen, kann dieser neue Leib nicht mehr eine Wohn- und Werkstätte irdischer Bedürfnisse sein. Alles dies folgt aus jenem Wort Jesu, daß man in der zukünftigen Welt weder freien, noch sich freien lassen wird. Nun schlagen Sie Muhammeds Koran auf, und suchen Sie die Stellen, die sich auf das Glück des Paradieses beziehen. Sie werden dort dieselben Genüsse, dieselben Leidenschaften wie auf Erden finden, nur so weit als möglich ausgedehnt. Statt einer Frau, sind es deren sechszig für einen Mann! Ich will mich nicht weiter in die Beschreibung dieser grobsinnlichen, unflätigen Freuden einlassen; ich frage Sie nur: Finden Sie, daß Muhammed eben so rein sei, wie Jesus Christus? Gleich die Bibel in dieser Hinsicht dem Koran? Ist sie in diesem neuen Punkte ein Buch, wie jedes andere?

„Ich bestreite nicht, daß Ihre Bibel das beste aller Bücher sei; muß aber ein Buch, weil es das beste ist, darum auch von Gott herrühren? Ein Riese von neun Fuß wäre der längste Mensch, bliebe aber doch immerhin ein Mensch. So kann auch Ihre Bibel das vortrefflichste irdische Werk, und bei alledem nicht göttlich sein.“

Das gebe ich Ihnen zu; wie schön auch die sittlichen Grundsätze und Lehren eines Buches sein mögen, so wird es immerhin möglich sein, mit einem Schein von Recht in seiner Trefflichkeit nur ein menschliches

Wert zu erblicken. Aber wenn die Vortrefflichkeit der Bibel sich nur langsam entwickelt, so daß sie sich erst nach Generationen vollständig offenbart, so wird man wohl anerkennen müssen, daß diese Vortrefflichkeit nicht dem Thun eines Menschen, der achtzig oder hundert Jahre lebt, zugeschrieben werden kann. Das hoffe ich, Ihnen beweisen zu können. Die Bibel ist vor allem nicht von einem Manne, sondern von mehreren geschrieben worden; nicht in einem Jahrhundert, sondern in zwanzig Jahrhunderten. Wenn man nun zwischen ihren verschiedenen Theilen eine Verbindung entdeckt, die aus denselben ein Ganzes macht, so wird man anerkennen müssen, daß diese organische Einheit nicht in dem Willen von Menschen, die durch Zeit und Ort so weit von einander geschieden waren, sondern in einem einigen, göttlichen Willen, der alle diese Verfasser leitete, Grund und Wurzel haben muß. Eben eine solche Einheit findet man durchgehends in der Bibel, von Moses bis zu Johannes: überall ist derselbe Gott, ein Gott, welcher ein Geist ist, allmächtig und allgütig; ein einziger Gott, Schöpfer Himmels und der Erde. In den Büchern Moses und den Psalmen Davids, wie in den Evangelien und bei Paulus fordert Gott von den Menschen immer einen und denselben Sinn des Herzens, vollständiges Vertrauen, lebendigen Glauben. Bei den Propheten wie bei den Aposteln, in der Geschichte wie in den Episteln wird der Mensch für so durch und durch schuldhaft erklärt, daß er dem zukünftigen Zorn nur durch die Gnade entinnen kann. In seinen Opfern von Thieren zeigt uns Moses, was das Gesetz fordert; in seinen Psalmen drückt David das Verlangen nach Vergebung aus. Jesaias verkündigt in seinen Weissagungen ein geheimnißvolles Wesen, welches komme, um diese Gerechtigkeit und diese Gnade mit einander in Einklang

zu bringen, bis endlich Jesus Christus in Seinem Evangelium diese Veröhnung am Kreuze offenbart, wo Gerechtigkeit und Gnade liebend einander begegnen. Von da an ist das Sühnopfer abgeschafft, und Paulus verlangt in seinen Briefen von den theuer Erkauften nichts mehr, als das lebendige und heilige Opfer ihres Gott geweihten Lebens. Der Begriff des Opfers geht also in steter Umwandlung durch die ganze heilige Schrift. Sie gleicht einem mächtigen Baue, der sich in immer größerer Majestät erhebt: am Grunde die vorbildlichen Thieropfer, die von Mose angeordnet sind; im Mittelpunkt das Sühnopfer Jesu Christi, welches das Vorbild erfüllt, und auf welches alles hinzielt; an der Spitze als Krone das freiwillige Opfer unseres eigenen Willens, seine Hingabe an den göttlichen Willen, oder unsere Heiligung. Das ist der harmonisch zusammenstimmende Plan des Ganzen. Finden Sie nicht zwischen Mose und den Propheten, Jesu Christo und den Aposteln eine Einheit? ist diese Einheit nicht eine vollkommene, fruchtbare und heilige? Und doch sollte man das Werk eines Menschen darin erblicken, da man doch sieht, daß sie so viele Jahrhunderte zu ihrer vollen Offenbarung bedurfte? — Und nicht nur Einheit ist in dem großen Werke der Bibel, es ist auch ein Fortschritt darin. So bietet sich in dem Opfer, von dem wir eben gesprochen haben, anfänglich nur eine Menge von Schattenbildern dar, die von unserer Sünde zeugen; dann wird es zu einer großen, einzigen Thatsache, die unsere Schulden tilgt, unser Heil vollbringt, und uns mit Dankbarkeit erfüllt; endlich vollendet es sich in einem heiligen, Liebe erfüllten, göttlichen Leben, das in Tausende von seligen und reinen Wesen ausgegossen ist. Auch in der Zahl der zu dieser Glückseligkeit berufenen Geschöpfe erblicken Sie immer Entwicklung und Fortschritt; erst ist es nur



Abraham mit seiner Familie, bald darauf das ganze jüdische Volk; darauf kommen viele vom Morgen und vom Abend, bis endlich der Apostel Paulus es ausspricht, daß das ganze Menschengeschlecht in den großen Heilsplan begriffen, und zu brüderlicher Gemeinschaft der Gläubigen eingeladen ist.

Ich könnte Ihnen die Uebereinstimmung der Bibel nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit der Weltgeschichte zeigen, wie zum Beispiel die Drohungen der Bücher Moses sich in unsern Tagen an den Juden erfüllen, die während langer Jahrhunderten auf der ganzen Erde verachtet und verfolgt worden sind, und doch nicht vertilgt werden konnten; wie die Verheißungen Jesu in Erfüllung gehen: „das Evangelium muß gepredigt werden unter allen Völkern; — Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen;“ — wie das Gesicht des heiligen Johannes, der einen Engel mitten durch den Himmel fliegen sah, der ein ewiges Evangelium zu verkündigen hatte denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern, vor unsern Augen mehr und mehr einer lebendigen Verwirklichung entgegengeht.

Allein, um kurz zu sein, will ich Sie lieber auf eine Frucht dieser Bibel hinweisen, eine so schöne, geschmackvolle Frucht, daß Sie werden anerkennen müssen, daß dieser Baum, von göttlichem Thau befeuchtet, also wächst und gedelht. — Ich werde nicht davon reden, wie viele Anhänger diese Bibel sich erworben hat, wie viele Völker sie angenommen haben, wie viele Priester sie predigen, wie viele Könige sie beschützen. Denn darauf könnten Sie mir entgegenhalten: dasselbe ist auch bei den Weda's und dem Koran der Fall; und hätte die Bibel auch mehr Anhänger, als alle andern Religionsbücher zusammen, die Ueberlegenheit in der

Zahl reicht nicht hin, um die Kluft zwischen Erde und Himmel, zwischen dem Menschen und Gott auszufüllen. Die Bibel kann mehr Gläubige haben, als die heiligen Bücher der Türken und Hindu, und dennoch ein Nachwerk menschlicher Weisheit sein.

„Sehr gut! das eben wollte ich Ihnen sagen.“

Sie sehen also, daß ich Ihrer Einwendung zuvorkomme, und nicht daran denke, sie zu umgehen. Der wesentliche Unterschied zwischen der Bibel und allen andern Büchern, die nicht aus ihr ihren Inhalt entnehmen, ist der: Die Weda's und der Koran haben sich Anhänger erworben; die Bibel allein hat aus sündigen Menschen Heilige gemacht. Und meinen Sie nicht, ich verstehe unter Heiligen solche, die fasten, oder als Einsiedler leben, oder sich selbsterwählte Qualen auflegen . . . Nein, sondern Heilige im eigentlichen Sinn des Wortes: Menschen von reinem Gemüth, hingebender Liebe, demüthigem Glauben, Menschen, die geräuschlos, in der Stille, ohne Lohn, ohne Ruhm für andere ihre Güter verwenden, ihre Zeit, ihre Kräfte, ihre Gesundheit, ja ihr Leben hingeben; Heilige, das heißt Menschen, welche in ihrem geheimsten Innern, in ihren Gedanken keusch sind, so daß ihr äußerer Wandel nur die ganz natürliche Folge ihres inneren Sinnes ist, Heilige, das heißt Menschen, deren Willen und Neigung umgestaltet worden, die der Erde mehr und mehr entfremdet, dem Himmel näher gerückt werden, bis sie mit dem Apostel Paulus sagen können: „Es liegt mir Beides hart an. Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre; aber es ist nöthiger, im Fleisch bleiben um euretwillen.“ Auf diese Weise hat diese Bibel nicht nur einen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit an die Stelle einer sinnlich groben Gottesverehrung gesetzt; christliche Kirchen erbaut, wo ehemals

heidnische Tempel sich erhoben; die anbetende Lobpreisung von dem unreinen Jupiter ab auf den heiligen Christus gerichtet. Ja, sie hat noch mehr gethan, sie hat das Herz Tausender und aber Tausender von Geschöpfen umgewandelt, umgeschmolzen, wiedergeboren. Das ist ihr Werk, das kein anderes menschliches Buch jemals zu Stande gebracht hat. Ihr Koran hat einigen Fanatikern das Schwert in die Hände gegeben; sein Triumph war, aus seinen Anhängern blinde Fatalisten zu machen; sein höchster Ruhm bestand etwa darin, eine prunkende, obwohl schon früher gekannte Gastfreundschaft zu verbreiten. Ihre Weba's haben ein versteinertes Volk ohne Regung und Bewegung gemacht, dem es Heiligkeit ist, am eigenen Leib zum Henker zu werden, Gras und Kraut zu essen, als lebendig vertrocknende Mumien, mit ausgestrecktem Arm oder Beine dazusitzen . . . Aber Heilige, reine, bemüthige, aufopferungsfähige Menschen, . . . nein, niemals! —

Wenn aber die Bibel einzig und allein auf Erden Heiligkeit erzeugt, so muß man daraus schließen, daß sie unter göttlichem Einfluß entstanden ist.

---

**Was die Leute sagen:  
Ich glaube, was ich sehe;  
und was der Herr Jesus darauf antwortet.**

---

„Ich glaube, was ich sehe.“

Da haben Sie ganz Recht.

„Die Sonne sehe ich, das ist so klar, wie der Tag; darum sage ich mir: es gibt eine Sonne.“

Ganz richtig geurtheilt. Aber, da Sie gerade von der Sonne sprechen, haben Sie schon davon sagen hören, daß, obwohl man sie des Morgens auf der linken Seite auf-, und des Abends auf der rechten Seite untergehen sieht, sie sich doch nicht von der Stelle bewegt, die Erde dagegen sich dreht?

„Nicht nur habe ich es sagen, sondern auch erklären hören. Wenn die Sonne, deren Abstand von der Erde 20 Millionen Meilen beträgt, täglich dieselbe einmal umkreisen sollte, so müßte sie in einer Stunde den fabelhaften Weg von 5 Millionen Meilen zurücklegen; angenommen aber, die Erde drehe sich, wie ein Kreisel, um sich selbst, so ist die Sache viel einfacher.“

Wie aber hält sich die Erde in der Luft?

„Wenn sie sich nicht darin hält, so sagen doch Sie mir, wie die Sonne allabendlich unter der Erde hinläuft, um auf der andern Seite früh Morgens wie-

der zu erscheinen? Sie sehen also, — Sie mögen die Sonne oder die Erde sich bewegen lassen, so müssen jedenfalls beide frei im Raume schweben. Nun verstehe ich leichter, daß die Erde in 24 Stunden sich um sich selber dreht, als daß die Sonne täglich einen Kreis von 100 Millionen Meilen durchlaufen sollte.“

Sehr gut geipochen. Aber bemerken Sie, daß Sie das alles nicht sehen, und doch glauben Sie es.

„Das ist wahr; ich denke nach und begreife es; so vielen Verstand werden Sie mir zutrauen!“

Gewiß, denn Sie folgern richtig und begreifen ganz gut. Nun möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie etwas mehr glauben, als nur das, was Sie sehen. Sie glauben auch noch, was Sie begreifen.

„Versteht sich, und ich rechne mir das zur Ehre an!“

Ganz recht; nur müssen Sie künftighin Ihr Schlagwort: ‚Ich glaube, was ich sehe,‘ nicht mehr wiederholen, und durch einen andern Satz ersetzen, der ehrenwerther und ganz eben so wahr ist: ‚Ich glaube, was ich begreife.‘

„Angenommen.“

Schön! Um nun aber wieder auf die Sonne zurückzukommen, können Sie mir sagen, wer sie gemacht hat?

„Weder Sie, noch ich, noch ein anderer Mensch; auch hat sie sich nicht selbst erschaffen, denn ehe ein Gegenstand etwas wirkt, muß er vorher da sein. Es bleibt mir also nur eine vernunftgemäße Annahme übrig: Die Sonne, wie der Mond, die Erde, die Planeten und die Gestirne, kurz das ganze Weltall muß einen übermenschlichen Schöpfer haben.“

Vortrefflich! Doch bleiben wir bei der Erde und der Sonne. Glauben Sie, daß beide Weltkörper in gegenseitiger Beziehung zu einander stehen?

„Auf tausendfältige Art. Die Sonne erwärmt die Erde, reißt unsere Früchte, erleuchtet unsere Augen, belebt unsern Körper, erfreut unser Gemüth. Sollte ich aufzählen, was die Sonne alles für unsere arme Erde thut, ich würde damit nicht zu Ende kommen.“

Sagen Sie mir nun: Denken Sie, daß diese Beziehungen zwischen der Sonne und der Erde von ihrem gemeinsamen Schöpfer beabsichtigt worden sind?

„Beabsichtigt und ins Werk gesetzt.“

Wenn wir also genährt, erwärmt, gekleidet, erleuchtet und erfreut werden, so geschähe das alles auf Anordnung unseres Schöpfers?

„Gewiß.“

Das ist eine große Güte, nicht wahr?

„Damit bin ich ganz einverstanden; ich glaube auch an einen gütigen Gott.“

Und dennoch läßt sich diese Güte nicht sehen, wie man die Sonne sieht, noch beweisen, wie die Bewegung der Erde; weder Ihre Augen, noch Ihre Vernunft können dieselbe erklären.

„Nein, aber mein Herz empfindet sie.“

Darauf eben hatte ich es abgesehen. Sie glauben also nicht nur an die Sonne, welche Sie sehen, an die Bewegung der Erde, welche Sie begreifen, sondern auch an die Güte des Schöpfers, welche Sie schmecken und genießen. Es gibt also nach Ihrer Ansicht Wahrheiten für die Sinne, andere für den Verstand, und noch andere für das Herz.

„Allerdings; was wollen Sie daraus schließen?“

Daß Sie auch glauben an das, was Sie fühlen. Sie glauben an Gefühle; Sie glauben, daß Ihre Mutter Sie geliebt hat; Sie selbst lieben Ihre Kinder; Ihre Frau hat Liebe zu Ihnen. Gestehen Sie, daß die Liebe etwas wirkliches ist, das man nicht mit Augen sieht, und nicht mit dem Verstand begreift, und das

nichts desto weniger vorhanden ist. Die Mutter, die Tag und Nacht ihr krankes Kind pflegt, und darüber ihre Gesundheit einbüßt, thut sie es aus Gründen der Vernunft?

„Nein.“

Und thut sie wohl daran?

„Ja.“

Sie sehen, daß Sie auch an das Gefühl glauben.

„Daran hatte ich nicht gedacht.“

Noch etwas. Sind Sie reich?

„Nein.“

Wöchten sie es werden?

„Sehr gerne!“

Wären Sie zu dem Ende geneigt, eine Fälschung zu begehen? in ein Haus einzubrechen? Jemanden zu vergiften? selbst wenn Sie sicher wären, nicht entdeckt zu werden?

„Solche Fragen verdienen keine Antwort!“

Antworten Sie immerhin!

„Ich würde mich schämen, zu antworten; denn das ließe vermuthen, daß ich mich noch besinnen könnte.“

Aber, so antworten Sie doch!

„Nun, ich will Ihnen sagen, daß Sie mich beleidigen mit solchen Fragen. Ich bin ein armer Mann; aber ein Gewissen habe ich so gut, wie Sie.“

Und Sie achten auf dieses Gewissen?

„Mehr, als Sie auf Anstand und Sitte achten.“

Das freut mich. Aber beachten Sie, daß dieses Gewissen, auf welches Sie achten, weder gesehen werden kann, wie die Sonne, noch verstanden, wie die Bewegung der Erde, noch gefühlt, wie die Liebe. Auch einem Fremden gegenüber hören Sie auf seine Stimme. Das Herz liebt Eltern, Verwandte, Freunde; aber das Gewissen achtet auch den Besitz und das Leben eines Unbekannten. Der Dieb kann lieben, aber er

kann nicht gewissenhaft sein. Das Gewissen ist also verschieden von der Liebe, und an dieses Gewissen glauben Sie.

„Gewiß.“

Nun laßt uns alles zusammenfassen, was Sie glauben. Sie glauben an das, was Sie sehen, und Sie haben Recht. Sie glauben an das, was Sie begreifen, und thun wohl daran. Sie glauben an das, was Sie fühlen, das ist eine gute Eigenschaft. Endlich glauben Sie an Ihr Gewissen, das ist recht und billig. Sie erkennen also mit mir an, daß es Wahrheiten gibt, die durch das Gesicht, andere, die durch den Verstand, wieder andere, die durch das Herz, und endlich solche, die durch das Gewissen erkannt werden können; und daß es nicht weniger wahr, nicht weniger klar, nicht weniger gewiß ist, daß die Sonne uns leuchtet, als daß ein Mörder ein Bösewicht ist! daß es nicht weniger wahr, nicht weniger klar, nicht weniger gewiß ist, daß man seine Mutter lieben soll, als daß die Erde sich dreht!

„Das gebe ich Ihnen alles zu; aber als ich zu Ihnen sagte: „Ich glaube, was ich sehe,“ so handelte es sich weder um Sonne noch Mond, weder um Vater noch Mutter; es handelt sich um Religion.“

Das weiß ich wohl, und komme nun auch darauf zu sprechen. Wenn die Sinne, der Verstand, das Herz und das Gewissen die Dinge dieser Welt so gut zu beurtheilen vermögen, warum sollten wir uns ihrer nicht bedienen, wenn von der zukünftigen Welt die Rede ist? Der Gegenstand ist erhabener, edler, umfassender; sollte das ein Grund sein, ihn nach dem Maß unserer Sinne zu verkleinern? Bedürfen wir nicht gerade hierin aller unserer Kräfte, um uns zu der Wahrheit zu erheben? Ist nicht die Religion gerade eine Sache des Herzens und Gewissens? Hier



ist ihr eigentliches Gebiet. Lassen Sie uns doch jedem Gegenstande die mit seiner Natur in Einklang stehenden Beweise anpassen; auf die Religion, die in Liebe und Tugend besteht, wenden wir die Triebe des Herzens und Gewissens an, dann werden wir ganz in der Wahrheit sein.

„Auch hievon ist nicht die Rede. Als ich sagte: ‚Ich glaube, was ich sehe,‘ so meinte ich damit die Wunder und die Geheimnisse, aus welchen Niemand klug wird. Sehen Sie zum Beispiel . . .“

Oh, ich bitte Sie, wir wollen uns doch nicht ins Gebiet der Wunder und Geheimnisse verirren. Wir können, wenn Sie wollen, später darauf zurückkommen. Vorerst aber wollen wir in der Ordnung von einem Punkt zum andern gehen, und zunächst von dem reden, was die Grundlage der Religion ausmacht. Sehen wir zu, ob das Evangelium, ob Jesus Christus von Ihnen etwas verlangt, was der Vernunft, dem Herzen und dem Gewissen widerstreitet. Das Wort Gottes, oder besser Jesus Christus in Person sagt Ihnen: ‚Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth, und deinen Nächsten als dich selbst. — Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn Er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten. — Wenn du Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut. — Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schließe die Thüre hinter dir zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen. — Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da die Diebe nicht nachgraben, noch stehlen. — Sorget

nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen; es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe. — Richtet nicht. Ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach beziehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest. — Gehet ein durch die enge Pforte. Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. — Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist' (Matth. 22. 5. 6. 7.). — Sind diese Vorschriften gut?

„Ja!“

Befolgen Sie dieselben?

„Nicht immer.“

Sie haben also schon Böses gethan?

„Zuweilen.“

Wann erlaubt Ihnen Ihr Gewissen, solches zu thun?

„Niemals.“

Sie geben also dem Wort der Bibel Recht, daß wir Böses gethan haben, Sie und ich, wir und alle Menschen; denn dieses Buch sagt: ‚Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht Einer. Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden; da ist nicht, der Gutes thue, auch nicht Einer‘ (Röm. 3, 10.). Gewiß ist das eine traurige Wahrheit, und es fällt uns schwer, dieselbe anzuerkennen; aber vor unserm Gewissen ist und bleibt es Wahrheit. Was mich anbetrifft, so glaube ich an meine Sündhaftigkeit, wo möglich noch fester, als an die Umdrehung der Erde. Denn erstere empfinde ich, die letztere berührt mich nicht. Jeder Augenblick im Tage, jeder Gedanke, jede meiner Handlungen sagt mir deutlich, daß die Sünde in mir wohnt, während es mich mehr oder weniger Nachdenken und

Ueberlegung kostet, das Sonnensystem zu begreifen. Wenn Sie auf die Stimme dieses Gewissens achten, das Ihnen Ihre Sünden vorhält, dann wird Ihnen das Bibelwort erst recht klar werden: ‚Der Tod ist der Sünden Sold. — Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt, daß er darnach thue. — Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun. — Denn es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten‘ (Röm. 6, 23. 2, 9. 3, 23. 5 Mose 27, 26.). Ach, ich weiß, es ist noch ein viel schwerer Ding, seine Verdammungswürdigkeit einzusehen, als seine Sünde. Aber ich bitte Sie, urtheilen Sie, als ob es sich um einen Anderen handelte; dann werden Sie gestehen, daß, wer Böses thut, gestraft werden muß.

„Aber Gott ist so gütig!“

Ja gewiß, wie wir schon sagten, ist die Religion auch Sache des Herzens; die Liebe ist das eigentliche Wesen der Religion, wie wir später sehen werden. Für den Augenblick aber wünsche ich, Sie möchten zugestehen, daß sie nicht weniger Sache des Gewissens ist. Das Gewissen verklagt uns um unserer Sünde willen, und spricht unser Verdammungsurtheil aus.

„Dann ist also die ganze Menschheit verloren?“

Die ganze Menschheit verdient es nicht anders. Bibel und Gewissen stimmen hierin überein.

„Ihre Religion ist zum Verzweifeln.“

Unterscheiden Sie wohl, daß nicht die Religion, wohl aber unser Betragen, unser Lebenswandel zum Verzweifeln ist; wir, wir allein haben das Böse gethan. Ich frage Sie nur Eines, antworten Sie mir, die Hand aufs Herz: Ist unsere Verdammniß gerecht und verdient?

„Aber die Güte . . . .“

Antworten Sie erst: Haben wir das Böse gethan? Haben wir die Verdammniß verdient?

„Nun ja! aber . . . .“

Jetzt hören Sie, in welchen Ausdrücken Christus unser Verdammungsurtheil ausspricht: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. — Ich bin ein guter Hirte. Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber. — Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten. Das ist aber der Wille des, der mich gesandt hat, daß, wer mich siehet und glaubet an mich, habe das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. — Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. — Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben! — Mein Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. — Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast“ (Matth. 11, 28. Joh. 10, 12. 17. 6, 35. 3, 16. Matth. 9, 2. Luk. 23, 34. Joh. 17, 24.). Sehen Sie, das ist das Verdammungsurtheil, das Jesus über die reuigen Sünder ausspricht, die ihm vertrauen.

„Ich kann aber nicht finden, daß das ein Verdammungsurtheil ist.“

In der That ist es eine Begnadigung. Und um diese Begnadigung zu erlangen, hören Sie, was Jesus gethan hat: „Christus ist für uns gestorben, da wir noch Sünder waren“ (Röm. 5, 8.). Von Kriegs-

Knechten mißhandelt, von Dienern angespöen, vom Volke verspottet, von Mißethätern beschimpft, von Heiden ans Kreuz geschlagen, von Priestern verhöhnt, stirbt er nach langen Stunden qualvollen Leidens, von Durst verzehrt, von Blut überströmt und von seinen Freunden verlassen. Und dies alles that Er freiwillig, aus liebender Hingebung für die Welt, die Ihn haßte und die Er selig machen wollte. Das heißt Liebe, unermessliche, göttliche Liebe! Sie sehen, die Religion ist Sache des Herzens, sie richtet sich an das Herz. Werden Sie sich länger weigern, auf den Ruf eines Gottes zu hören, der sich für Sie hingibt? der, um Sie zu lehren und zur Seligkeit zu führen, Mensch geworden ist, in der Niedrigkeit eines Stalles geboren wurde, sich nicht scheute, täglich in Verkehr mit den Leuten zu treten, der von milden Gaben lebte, die Schmähungen und Backenstrieche geduldig hinnahm, mit kräftiger Fürbitte auf die Spottreden antwortete und den schmachlichsten Tod von der Hand derer erduldete, die Er selig machen wollte? Spricht das alles nicht zu Ihrem Herzen, und wenn Sie fähig sind, zu lieben, sollten Sie es nicht auch verstehen können? Dies ist aber nicht alles: Christus, für Sie gestorben, lebt noch für Sie. Während die menschliche Weisheit uns Gott als ein Wesen darstellt, das gleichgültig gegen alles, was auf Erden sich zuträgt, gleichgültig für das Wohl und Wehe seiner Geschöpfe, sich in dem Raume verliert, zeigt uns das Evangelium Jesum Christum im Himmel noch mit uns beschäftigt: ‚Ich will den Vater bitten,‘ sagt er uns am Vorabend seines Todes, ‚und Er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den Geist der Wahrheit; derselbe wird es euch alles lehren, und euch erinnern des, was ich euch gesagt habe. Den Frieden lasse ich euch. Euer Herz erschrecke nicht und

fürchte sich nicht' (Joh. 16, 16. 26. 27.). Gibt es eine süßere Lehre, als die, welche uns den Schöpfer vor Augen stellt, wie er beständig um Seine Geschöpfe besorgt ist, wie ein Vater um seine Kinder, und die uns für das zukünftige Leben eine ewige Glückseligkeit verheißt, und die innigste Liebesgemeinschaft mit Gott. Ich frage sie nochmals, versteht Ihr Herz von alledem nichts?

„Auf dies alles habe ich nichts zu erwiedern. Ich komme aber auf meinen ersten Gedanken zurück; als ich sagte: ‚ich glaube, was ich sehe,‘ dachte ich nur an die Wunder und Geheimnisse.“

Nun, da Ihnen dieses Stück so sehr am Herzen zu liegen scheint, will ich Ihren Wunsch in zwei Worten befriedigen. Sie wollen also nicht an die Geheimnisse der Religion glauben?

„Nein.“

An welche wollen Sie denn glauben?

„An gar keine.“

So glauben Sie auch nicht an die Verbindung Ihres Leibes und Ihrer Seele, denn diese ist ein Geheimniß. Sie glauben nicht einmal an Ihr Dasein, denn das ist ein Geheimniß; und was verstehen Sie von Gott, von dieser Welt? Was sage ich? was verstehen Sie von einem Wassertropfen, von einem Grassalm? Ist nicht alles in der Schöpfung voll von Geheimnissen? Ein Geheimniß ist es, daß und wie das Brot Sie nähre, und doch essen Sie davon. Machen Sie es doch ebenso mit dem Evangelium. Seine Verheißungen sind Geheimnisse, aber sie nähren Ihre Seele, erfreuen Ihr Herz, heiligen Ihr Leben; so eignen Sie denn diese Verheißungen sich an, da sie Ihnen wohl thun, und sagen Sie nicht thörichter Weise: ‚Ich will nicht selig sein, wenn meine Seligkeit im Himmel nothwendig ein Geheimniß voraussetzt, der ich doch auf Erden

von allen Seiten von Geheimnissen umringt bin. Ihr Gewissen, Ihre Liebe, Ihr Verstand, auf den Sie mit einem gewissen Recht stolz sind, sind dieselben nicht ebensoviele Geheimnisse? Ich kenne nur ein Geheimniß, das mich in Erstaunen setzt.

„Welches wäre das?“

Der Stolz des Menschen, der glaubt, ohne Wunder sein zu können.

„Wie kann ich aber an Ihre Wunder glauben?“

Ganz einfach, indem Sie dieselben sehen. Ich will Ihnen einige zeigen. Jesus Christus hat gesagt: ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen‘ (Matth. 24, 35.). Diese Weissagung ist genau in Erfüllung gegangen; denn bis zu dieser Stunde sind des Herrn Worte nicht vergangen. Diese Weissagung ist erfüllt, ist also ein Wunder. Weiter hat Christus gesagt: ‚Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt‘ (Marc. 13, 10.). Heute wird das Evangelium vom Reich in den fünf Erdtheilen gepredigt, die Weissagung ist also eingetroffen, das ist ein Wunder. Ferner hat Jesus Christus zu Seinen Jüngern gesagt: ‚Geht hin und lehret alle Völker‘ (Matth. 28, 19.). Seine Jünger haben es gethan. Sein Wort, daß noch andere Schafe zu seiner Herde geführt werden sollen (Joh. 10, 16.), ist erfüllt. Endlich hat er gesagt: ‚Ich bin das Licht der Welt‘ (Joh. 8, 12.). Und heutzutage wandelt der ganze, wahrhaft gebildete Theil des Menschengeschlechts im Lichte Seines Evangeliums. Das alles hat Jesus Christus schon vor 2000 Jahren vorausgesagt, wie es gekommen ist. Aber das größte Wunder, obgleich es Ihnen vielleicht am wenigsten auffällt, weil Sie von Jugend auf daran gewöhnt sind, das ist die sittliche Umgestaltung der

menshlichen Gesellschaft durch Jesum Christum. Man hat anerkannt, daß alle Menschen Brüder sind; die Sklaverei ist abgeschafft, das Weib in seine Rechte eingesetzt worden; wo ehemals zur Belustigung des Volkes und der Fürsten Gladiatoren sich gegenseitig zerfleischten, erheben sich nun Spitäler zur Pflege der Kranken und Alten; Kinder werden aufgenommen, Arme unterstützt, Unwissende unterrichtet; sogar dem Verbrecher, für welchen die frühern Jahrhunderte nur Marter und Folter hatten, wird Arbeit und Unterweisung zu Theil. Vor Christo gab man wohl auch einen Theil seiner Güter; seit Er erschienen ist, hat man gelernt, sich selbst ganz hinzugeben, und zwar mit innerer Freude, nicht, um von den Leuten gesehen zu werden. Das Evangelium hat aus der Pflicht eine Lust gemacht. Welch bewundernswürdiges Schauspiel würde sich uns darbieten, wenn die christliche Demuth all das Gute, das sie vollbringt, nicht im Verborgenen hielte! wie viele Tugenden verbergen sich nicht in ihrem Schatten! wie viele Heldenthaten, die erst am jüngsten Tage offenbar werden! Ja gewiß, das größte Wunder besteht nicht darin, einen todten Körper, sondern darin, eine Seele lebendig zu machen, und dieses Wunder geschieht seit achtzehn Jahrhunderten auf allen Theilen der Erde durch das Evangelium. Wenn diese Wunderthat nicht zugleich zu Ihrem Herzen und zu Ihrem Gewissen dringt, so würde man Ihren leiblichen Augen umsonst einen aus dem Grabe erstandenen Todten zeigen.

„Ich gestehe Ihnen gerne zu, die Wiedergeburt des Menschengeschlechts durch das Christenthum ist ein außerordentliches Wunder.“

„Doch können Sie noch ein größeres sehen.“

„Das wäre?“



Hören Sie . . . doch erlauben Sie mir zuerst eine Frage: Beten Sie zu Gott?

„Was für eine Frage!“

Bitte, umgehen Sie dieselbe nicht; antworten Sie aufrichtig. Beten Sie zu Gott?

„Aber . . .“

Da Sie nicht antworten wollen, will ich es für Sie thun. Sie haben in ihrer Kindheit gebetet, indem Sie auswendig gelernte Gebete hersagten. Aber seit langen Jahren haben Sie alles das bei Seite gelassen. Nur wenn Sie krank sind, oder irgend ein Unglück befürchten, fällt es Ihnen zuweilen ein, um Heilung, um Glück und Wohlsein zu bitten; das ist alles, und auch das kommt noch selten genug vor.

„Nun wohl! Da Sie doch wissen, was in mir vorgeht . . .“

Ja, so beten Sie; aber solche Gebete sind nichts!

„Wie so?“

Durchaus nichts. Wenn ich frage, ob Sie zu Gott beten, so verstehe ich darunter die Bitte um Ihr Seelenheil, um Vergebung der Sünden, Erneuerung des Herzens und Lebens. Beten Sie in diesem Sinne?

„Nun, da Sie alles wissen . . .“

Ja, ich weiß, daß das nicht geschieht. Und nun das Wunder, das ich Ihnen zu betrachten geben möchte: nicht mehr die sittliche Umgestaltung der Menschheit, sondern Ihre eigene.

„Und wie so?“

Beten Sie! Beten Sie zu Gott, er möge Sie ändern, Seinen Geist Ihnen schenken, Ihre Verschuldungen Ihnen zu erkennen geben, und dann werden Sie mit beiden Händen nach der Gnade in Jesu Christo

greifen. Dann werden Sie selbst wiedergeboren werden, in Ihrem Leben und in Ihrer Erkenntniß; nicht bloß werden Sie dann Ihren Augen, Ihrem Verstand, Herzen und Gewissen glauben, sondern vor allem dem inneren Zeugniß des Geistes Gottes. Dann werden Sie endlich Christi Wort, das er zu Thomas sprach, verstehen: ‚Dieweil du mich gesehen hast, glaubest du. Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben!‘ — (Joh. 20, 29.)

---

Was die Leute sagen:

**„Der rechtschaffene Mann denkt an sich  
selbst zuerst ;“**

und was der Herr Jesus darauf antwortet.

---

Meister Gscheible hatte sich einige sprichwörtliche Redensarten zu seinem besondern Gebrauch, je nach Bedürfniß zurecht gemacht. Was man ‚die Stimme der Weisheit auf der Gasse‘ nennt, das wußte er zum Stichwort seiner eigenen Weisheit, um nicht zu sagen, zur Handhabe seines Eigennuzes zu machen. So z. B. sagte er nicht, wie andere Leute: ‚der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht,‘ sondern: ‚der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er voll ist.‘ Wenn er etwas Verlorenes fand, sagte er nicht, wie es im Volksmund heißt: ‚Gefunden, gefunden, wiedergeben!‘ sondern bei ihm hieß es: ‚Gefunden, gefunden, nicht mehr geben!‘

Dieser Meister Gscheible ist nicht todt, sondern er lebt fort in zahlreichen Nachkommen, die aller Orten zu finden sind. Und es sind nicht mehr bloß Sprichwörter, sondern die Worte des Evangeliums, die sie, je nachdem es ihnen gerade paßt, zurecht machen und anwenden. Mit der größten Seelenruhe können dir solche Leute sagen: ‚Brav gearbeitet ist auch gebetet,‘

wie es in der Bibel heißt. — ‚Hilf dir selber, so wird dir der Himmel helfen, wie die Schrift sagt. — ‚Nur der Glaube macht selig, wie im Evangelium steht. — ‚Der rechtschaffene Mann denkt zuerst an sich selbst, wie geschrieben steht.‘ Die ihnen zuhören, haben oft genug die Bibel nicht viel mehr gelesen, als den Koran, und nehmen nun solche Redensarten hin, als wären es Aussprüche Christi, während es doch nur gemeine Verdrehungen, und oft das gerade Gegentheil von solchen sind.

Man kann es also nicht laut und deutlich genug sagen: Nein, das Evangelium sagt nichts von alledem. Ihr, die ihr es also reden lasset, verfälscht es nach eures Herzens Lust und Dünken. Dazu ist euch das Wort Gottes ganz geschickt und gut genug, daß ihr damit eurer Selbstsucht ein Mäntelchen umhänget. Weil ihr euch schämt, offenkundig euch zu euren weltlichen Grundsätzen zu bekennen, gebt ihr denselben einen Schein und Anstrich, als ob etwas davon in der Bibel stünde. Dem Herrn Jesus wären eure Verdrehungen ein Greuel gewesen. Macht von eurer irdischen Weisheit Gebrauch, wo ihrs für gut findet; nur lasset das göttliche Wort ungetrübt und unbeschleckt.

Das waren etwa die Betrachtungen, welche Herr Gutmann beschäftigten, als er sich von Herrn Steinert, mit dem er zusammengetroffen war, verabschiedet hatte. Wohl zum hundertsten Male hatte lehrer mit selbstzufriedenem Lächeln gesagt: ‚Mein lieber Herr Gutmann, ehe man für Andere arbeitet, muß man für sich selbst arbeiten. Sollte ich mir selber das Nothwendige entziehen, um es Faulenzern zu geben? Es ist gewiß etwas sehr Schönes um die Mildthätigkeit; aber es muß Ordnung und Maß da-

bei sein, und der rechtschaffene Mann denkt zuerst an sich selbst, wie die Schrift sagt.“

Herr Gutmann war nämlich einer der seltenen, von Wohlwollen durchdrungenen Menschen, die stets mit Herz und Hand dabei sind, wenn es gilt, ein wohlthätiges Werk zu fördern. Was man in den Zeitungen von einer Feuersbrunst, einer Ueberschwemmung, einer Hungerstoth, und wäre es am Ende der Welt gewesen, so nahm unser Freund schnell ein Blatt Papier, setzte seinen Namen darauf für eine hübsche Summe, lief damit von Haus zu Haus, und forderte Freunde, Nachbarn, Verwandte und Bekannte auf, sich ebenfalls mit einer kleinen Beisteuer zu betheiligen; er hörte nicht eher auf, bis er eine ordentliche Summe beisammen hatte, so daß es nach seinem Urtheil der Mühe werth war, sie den Heimgesuchten zu übersenden. Herr Steinert war auch einer der Nachbarn, die von Zeit zu Zeit um eine kleine Gabe angegangen wurden. Er aber, ein sehr genauer Haushalter, hatte den Bittenden jedesmal mit seinen Klugheitsregeln abg gespeist, wie z. B.: „Ich arbeite nicht für Andere. Jeder für sich, und Gott für alle. Der rechtschaffene Mann denkt zuerst an sich selbst, wie geschrieben steht.“

Herr Gutmann hatte endlich die Geduld verloren, und in seinem Unmuthen sich den Betrachtungen hingegeben, mit welchen diese Erzählung beginnt. Er hätte sich freilich die Mühe ersparen können, Herrn Steinert noch fernerhin anzugehen. Jeder neue Anlaß aber, für den er sich verwendete, schien ihm der allgemeinen Theilnahme so besonders werth, daß auch ein Herz von Stein davon gerührt werden mußte. Auf das hin wagte er immer wieder einen neuen Versuch bei seinem Nachbar.

Raum ein Monat war vergangen, seit er zum letzten Male abgewiesen worden war, da las man in

allen Zeitungen von dem entsetzlichen Blutbad, welches die Muhammedaner unter den Christen in Syrien angerichtet hatten. Die Taschen und die Hände voll von Zeitungen und von Briefen über diese Greuel-scenen kommt Gutmann noch einmal zu seinem Nachbar Steinert, und schon von weitem ruft er ihm mit triumphirender Miene zu:

„Ah! dieses Mal werden Sie mit mir einverstanden sein! wie viele Witwen und Waisen, die unserer Theilnahme und Unterstützung bedürftig sind! Zehn tausend Maroniten in Damaskus niedergemetzelt, vier tausend in Sidon, drei tausend im Libanon; ihre Familien auf der Flucht, ihre Frauen geschändet, ihre Kinder verstümmelt, alle gehetzt, wie das Wild des Waldes, ohne Nahrung und Obdach!

„Bah! Bah! Haben Sie das alles selbst gesehen?“

Nein, aber die Nachrichten stimmen alle überein. Selbst die Juden haben ein Beispiel christlicher Liebe gegeben. Werden Sie, die Sie auf den Namen Christi getauft sind, hartherziger sein wollen? . . .

„Nein, gewiß nicht. Es ist etwas Schönes um die Mildthätigkeit; nur muß man sie mit Verstand und Ordnung ausüben. Man hat seine eigene Familie, der Handel geht nicht gerade glänzend, meine Schuldner sind im Rückstande; auch liegen mir die Armen in dem Viertel auf dem Hals.“

Welche Arme?

„Alle, die an meinem Hause vorübergehen.“

Sie haben mir aber doch gesagt, daß Sie Ihren Grundsatz unabänderlich beobachten, alle abzuweisen, da der Bettel untersagt sei?

„Freilich; aber immerhin ist es eine Störung, wenn ich auf ihr Klopfen ihnen die Thüre öffnen muß; und dann ihre Geschichte anzuhören, und dann . . .

Kurz, man muß sich vor allem um seine nächste Umgebung kümmern; man braucht nicht nach Syrien zu laufen. Sie wissen ja, der rechtschaffene Mann denkt zuerst an sich selbst.“

Herr Gutmann sah wohl, daß bei einem solchen Menschen nichts zu gewinnen war. Er hielt daher jede weitere Schonung und Zurückhaltung für überflüssig, und fuhr fort:

Wenn der rechten Mildthätigkeit Regel und Ordnung darin besteht, daß jeder an sich selbst zuerst denkt, so muß ich zugehen, daß Sie in der That ein sehr geordneter und rechtschaffener Mann sind. Seit Jahren komme ich zu Ihnen, und nie, auch nicht einmal habe ich wahrgenommen, daß Sie auch nur im Geringsten sich eine Abweichung von Ihrer Ordnung in Betreff des Almoesengebens erlaubt hätten. ‚Rechte Mildthätigkeit fängt bei sich an; denn jeder ist sich selbst der Nächste,‘ sagen Sie. Zugegeben; aber wann geht sie dann weiter? und bei wem hört sie auf? das haben Sie mir noch nie gesagt. Sollte sie vielleicht eben da ihr Ende nehmen, wo sie ihren Anfang genommen hat? Sollten Sie einzig und allein gegen sich selbst mildthätig sein? Ich kenne ein anderes Ding, das ganz denselben Anfangspunkt hat, wie Ihre Mildthätigkeit; ich meine die Selbstsucht. Auch sie fängt bei sich an, und kommt immer wieder auf sich zurück, wie Ihre Mildthätigkeit. Es gibt keinen Geizhals, keinen Habsüchtigen, der nicht von Herzen in Ihren Wahlspruch mit Wort und That einstimmt. Noch nie ist mir einer vorgekommen, der mir für die Armen etwas, und wäre es auch nur ein Groschen gewesen, gegeben und dazu gesagt hätte: ‚der rechtschaffene Mann denkt an sich selbst zuerst.‘ Dagegen habe ich unter allen, die mir Ihre schöne Lebensregel vorhielten, nicht einen, auch nicht einen ein-

zigen gefunden, der mir je etwas gegeben hätte. Sie können da von sich selbst den Schluß auf die Andern machen. Das Beste, was ich von Ihnen sagen kann, ist, daß Sie ein konsequenter Mann sind, der durch nichts von seinem Grundsatz sich abbringen läßt. Ihre Moral hat das Bequeme, daß sie sich in eine einzige Regel zusammenfassen läßt: ‚Der rechtschaffene Mann denkt zuerst an sich selbst.‘ Indessen möchte ich mir erlauben, Ihnen etwas zu geben.

„Wie? Was wäre das?“

Nur ein Rath, nämlich, Sie möchten Ihren Wahlspruch dahin abändern: ‚die rechte Milbthätigkeit fängt bei sich an, macht bei sich weiter, hört bei sich auf.‘

„O nein, nein! da kennen Sie mich schlecht! Hartherzig will ich durchaus nicht sein, und ich halte mich an die Moral, wie das Evangelium sie uns vorschreibt.“

Das Evangelium, sagen Sie? Aber wie dürfen Sie so abscheulich lügen? Ich nenne es nicht: ‚Irrthum‘, sondern ‚Lüge‘; ist es doch ganz unmöglich, daß der albernste Mensch glaube, irgend eine Sittenlehre enthalte solch' eine gemeine, niederträchtige Lebensregel, deren sich sogar die unvernünftigen Thiere schämen würden!

„Die unvernünftigen Thiere?“

Ja, die unvernünftigen Thiere üben mehr Liebe, als Sie. Von dem Tiger des Waldes an bis zu der Glucke in unsern Hühnerhöfen denkt nicht ein Thier zuerst an sich; alle sorgen zuerst für ihre Jungen. Der Löwe geht für sein Weibchen auf Raub aus; der Sperber scheut keine Ermattung für seine Brut; der Sperling . . . Da fällt mir eben die Geschichte eines Sperlings ein, die muß ich Ihnen erzählen. Ein Müller trug einen Sack mit Getreide zur Mühle. Durch die etwas zerrissene Leinwand schlüpfte Körnchen um Körnchen heraus, so daß bald hinter dem Mann ein



Streifen entstand, der für einen in der Nähe befindlichen Sperling ein kostbarer Fund war. Bei diesem Anblick stürzte sich das arme Thierchen gierig darauf, denken Sie wohl? bewahre! Mit ausgespannten Flügeln eilt es in schnellstem Fluge davon, ohne den reichgedeckten Tisch auch nur zu berühren, und bald kehrt es mit einem ganzen Flug seiner Genossen zurück, die es sich zum leckeren Mahle geladen hatte. Was sagen Sie hiezu, Herr Steinert? Das Thierchen ist besser, als Sie; denn seine Liebe ließ es nicht zuerst an sich denken. —

Steinert fuhr mit der Hand in die Tasche, und Gutmann, überzeugt, daß er endlich sein Gewissen getroffen habe, hielt ihm die feinige entgegen. —

Steinert zieht seine Tabaksdose heraus, nimmt eine Prise, macht die Dose wieder zu, und gibt Herrn Gutmann folgende Antwort:

„Wenn ich einmal auf der Straße eine Reihe Goldstücke finden werde, dann werde ich die syrischen Christen herbeiholen, damit sie dieselben mit mir auflesen.“

Das ist nicht wahr! Sie würden sie so schnell als möglich für sich allein auflesen; Sie würden sich zur Erde niederwerfen und im Koth herumkriechen, um schneller fertig zu werden, und würden dabei nur fürchten, ein Vorübergehender möchte Sie bei Ihrer Arbeit überraschen, und eines der Goldstücke zu sich stecken. Oder ist es nicht so?

„Ganz so,“ sagte ein anderer Nachbar, der das Ende des Gesprächs mit angehört hatte und nun näher trat. „Ich gestehe, ich würde es gerade so machen, wie Herr Steinert. In möglichster Eile würde ich die Schätze zusammenraffen und den Andern gerne überlassen, was sie finden. Denn sehen Sie, hienieden muß jeder vor allem an sich denken.“

„Was wird dann aber aus der christlichen Liebe? warf Herr Gutmann ein.

„O, die lobe ich mir, denn es ist etwas gar Schönes darum. Aber Sie wissen: der rechtschaffene Mann denkt zuerst an sich selbst.“

„Ah, sehen Sie,“ sagte Steinert, „ich hatte Recht; Herr Geier denkt ganz, wie ich.“

„Ja wohl,“ sagte Geier, und indem er eine Zeitung aus der Tasche zog, fuhr er fort: „Ich war eben im Begriff, Ihnen den Vorschlag zu machen, sich bei einer Vergnügungspartie zu Gunsten der syrischen Christen zu betheiligen. Wir würden ein gutes Werk verrichten, und uns zugleich gut unterhalten.“

„Um was handelt es sich?“

„Es handelt sich ganz einfach um eine Lotterie, einen Ball und ein Concert zu Gunsten der in Damascus Ermordeten. Die Zeitung bringt einen Aufruf an alle diejenigen, welche etwa geneigt sind, eine Gabe als Gewinn für die Lotterie beizusteuern, sowie an alle, welche eine Eintrittskarte zum Ball und Concert nehmen wollen; dies gibt zugleich auch das Recht auf ein Loos in der Lotterie, bei der fast jedermann gewinnt.“

„Jedermann?“

„Ja.“

„Ich bin dabei. Wie theuer die Karte?“

„Zwanzig Franken für das Publikum, aber für Sie kommt dieselbe auf 15 Franken zu stehen?“

„Ah, wirklich?“

„Die Sache verhält sich so: Ich erhielt einige Bestellungen für dieses Fest, und da habe ich doch Anstands halber die zwei Billeter nehmen müssen, die man mir anbot.“

„Umsonst?“

„Nein.“

„Also haben Sie vierzig Franken für zwei Billete ausgegeben?“

„Nun, Sie werden wohl begreifen, daß man das wieder einbringt. Ein oder zwei Procent über den eigentlichen Preis der bestellten Gegenstände in Rechnung gebracht . . .“

„Aha! ich verstehe.“

„Das schadet niemanden, und ich habe die Genugthuung, mich an einem guten Werk zu betheiligen. Wollen Sie also eines der beiden Billete?“

„Danke schön.“

„Für fünfzehn Franken?“

„Ah so! aber Ihre Frau?“

„O! meine Frau geht Abends nicht gerne aus.“

„Fünfzehn Franken ist viel Geld.“

„Und doch gebe ich fünf und zwanzig; zwanzig für mich und fünf für Sie. Ueberdies bedenken Sie nur, daß wir außer dem Concert, an dem mir nicht viel liegt, und außer dem Ball, an dem mir nichts liegt, fast mit Bestimmtheit auf einen Gewinn in der Lotterie rechnen dürfen; dazu kommt erst noch in Rechnung, daß wir ein gutes Werk thun.“

Aber, erwiderte Gutmann, Sie könnten sich beide auf bessere Art an diesem guten Werk betheiligen; Sie brauchten weder auf den Ball, noch ins Concert zu gehen, sondern dürften nur einfach einen Gewinn für die Lotterie schicken.

„So dumm bin ich nicht!“ entgegnete Steinert, „einen Gewinn hergeben, den ein anderer davonträgt, während ich doch die Gabe eines andern gewinnen kann! Nein, nein! Liebe muß man allerdings üben; aber die rechte Liebe denkt an sich selbst zuerst. — Und,“ fuhr er fort, sich an Herrn Geier wendend, „was wird wohl der durchschnittliche Werth eines Gewinnes sein?“

„O! es sind ganz prächtige darunter. Der Hof,

die Bank, der Adel, kurz alles soll sich dabei betheiligen, und solche Leute, das begreifen Sie wohl, geben keine Kleinigkeiten?“

„Das ist richtig. Nun, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen, und um die Noth der Syrer zu lindern, will ich Ihr Billet zu zehn Franken nehmen.“

„Angenommen. Also nächsten Sonntag!“

Sie thäten besser, die zehn Franken der Kasse zuzuschicken, und sich zu Bette zu legen, statt zu tanzen, sagte Gutmann im Weggehen, und ohne eine Antwort abzuwarten.

„Der Dummkopf!“ sagte Steinert, als der Menschenfreund fort war.

„Ja, zweifacher Dummkopf,“ setzte Geier hinzu; „sich schadet er, und uns langweilt er.“

Also trennten sich unsere drei Freunde, Geier und Steinert in ihren Gedanken schon im Besitz des großen Looses, Gutmann mit der Frage an sich selbst, wie er das Seinige zu dem guten Werk beitragen könnte, ohne an der Festlichkeit selbst Theil nehmen zu müssen. Endlich gab ihm der Aufruf zu Gunsten der unglücklichen Maroniten, mit dem er seine Taschen angefüllt hatte, den Gedanken ein, sich an der Thüre des Saales aufzustellen, und dort möglichst viele Exemplare davon zu vertheilen.

Der Sonntag kam herbei. Abends gegen acht Uhr schlenderten Steinert und Geier Arm in Arm dem Konzertsale zu; wenige Schritte hinter ihnen, auf der andern Seite der Straße, gieng Herr Gutmann desselben Weges. Die beiden ersteren unterhielten sich über das Vergnügen, Milbthätigkeit zu üben, ohne daß es etwas koste, als ein kleiner, runder, gelbgänzender Gegenstand, der einige Schritte vor ihnen auf dem Wege lag, ihnen in die Augen fiel. Jeder hielt es instinktmäßig für ein Goldstück; allein keiner sagte dem Andern ein

Wort darüber, in der Hoffnung, der Andere habe es nicht bemerkt, und er könne es im Vorbeigehen unbemerkt zu sich stecken. Als sie ganz nahe davor standen, streckt Geier schnell die Hand darnach aus, während Steinert noch schneller seinen Fuß auf Geld und Finger setzt. Die Finger zogen sich zurück, das Geldstück blieb liegen.

„Ich habe es schon von ferne gesehen!“ rief der überlistete Geier.

„Und ich auch.“

„Sie haben nichts davon gesagt!“

„Sie eben so wenig.“

„Nun, so wollen wir theilen,“ meinte der mit den getretenen Fingern.

„Ei bewahre,“ sagte der Inhaber des Zwanzigfrankenstücks; „ich habe es gefunden, ich behalte es auch. Ein jeder soll zuerst an sich denken.“

Während dieses Auftrittes hatte Gutmann einen Einspanner genommen; denn das Wetter ließ sich zum Regnen an. Eben in diesem Augenblick fuhr er an seinen beiden Nachbarn vorbei. Als er sie erkannte, ließ er den Wagen halten.

Meine Herren! rief er ihnen zu, wenn wir, der Kutscher und ich, ein wenig zusammenrücken, so können wir noch Platz machen, aber nur für einen von Ihnen.

„Sie sind sehr freundlich,“ sagt Geier, und schwingt sich ohne langes Besinnen auf den Wagentritt. Lächelnd wendet er sich darauf zu seinem Freunde mit den Worten: „Sie wissen ja, jeder soll zuerst an sich denken.“

Der Eine hatte das Goldstück, der Andere einen trockenen Sitz im Wagen, und beide den Groll im Herzen.

Herr Geier war zuerst am Kasino angekommen.

An der Thüre wartete er auf seinen würdigen Freund; denn obwohl er ihm eines der beiden Billete nebst Lotterieloose abgetreten hatte, so behielt er doch beide bei sich, und zwar aus guten Gründen. Wenn sie sich mit einander auf den Ball begäben, hatte er bei sich selbst gedacht, so hätte er Gelegenheit, beide Karten beim Eingang abzugeben, die beiden Loose aber wie aus Vergeßlichkeit zu behalten. Nicht, als ob er sich alle beide aneignen wollte, bewahre! Aber das eine konnte doch mehr werth sein, als das andere, besonders nach der Ziehung . . ., und diesen entscheidenden Augenblick wollte er abwarten, ehe er entschied, welches das seinige sein sollte. Verlangte Steinert das seinige früher, so war es immer noch Zeit, es ihm zu geben. So hatte er die Sache aufs Beste ausgedacht. — Die Ziehung begann endlich, und eine Nummer nach der andern wurde gezogen. Bald kam als Gewinn eine goldene Uhr heraus, bald ein Zahnstocher; jetzt ein vergoldeter Becher, dann wieder ein Päckchen Rindhölzchen.

„Ich habe Ihre Nummer,“ sagte Geier zu Steinert, der jetzt sich herbei machte.

„Schön, welches ist sie?“

„Ich weiß wirklich nicht. Sie steckt in meiner Brieftasche.“ Geier sagte in einem Athem Wahrheit und Lüge; er log insofern, als er beide Nummern kannte; dagegen war es richtig, daß er nicht wußte, welche Nummer er für sich behalten würde.

„Geben Sie mir die meinige nur schnell her,“ sagte Steinert, der von neuem einen Beweis der christlichen Liebe eines rechtschaffenen Mannes argwöhnte.

„Hier ist sie,“ sagte Geier, indem er die beiden Karten hervor suchte.

Aber während er in seiner Tasche herumsuchte, hörte er eine ihm wohl bekannte Zahl ausrufen. Nun

zögerte er keinen Augenblick mehr, die andere seinem Freunde zu geben; denn, dachte er bei sich: „Der rechtschaffene Mann denkt an sich selbst zuerst.“

Steinerts Nummer kam nicht heraus; ihr Eigenthümer gewann deßhalb auch nichts. Er tröstete sich indeß mit dem Gedanken, sein Freund habe auch nichts gewonnen. Dieser war bescheiden genug, sich seines Glückes nicht zu rühmen, und freute sich, seinen Gewinn den nächsten Morgen abzuholen.

Das Fest der christlichen Liebe gieng dem Ende zu. Es gab nichts mehr zu gewinnen, die Spieler zogen sich zurück, zum größten Theil höchst unzufrieden, wenige zufrieden, alle ermüdet, und niemand dachte an die syrischen Christen. Wenn indeß die obdachlosen Maroniten von der Kälte litten, so hatten die wohlthätigen Tänzer von der Hitze zu leiden; und da der rechtschaffene Mann zuerst an sich selbst denkt, drängte die Menge ungeduldig dem Ausgange zu. Da ertönte plötzlich der Ruf: „Feuer! Feuer!“ Ein wenig Rauch, der in den Saal drang, ließ einen Brand vermuthen. Tänzer, Spieler, Wohlthäter, alles stürzt sich in buntem Gemisch der Thüre zu; sie werfen einander zu Boden, treten sich mit Füßen, zerbrechen einander die Rippen, und alles verliert den Kopf. Die größte Gefahr ist gerade am Eingang; hier zeigt sich schon die Flamme. Die Menge weicht wieder zurück ins Innere des Gebäudes. Die Dekorationen werden umgerissen, die Kronleuchter zerbrochen; alles ist in grenzenloser Verwirrung. Jetzt bricht das Feuer auf allen Seiten hervor. Steinert flüchtet sich die Treppen hinauf; Geier, im Vertrauen auf seine Gelenkigkeit, eilt seinem Freunde nach. Sie gelangen beide zu einem Fenster, das gegen die Straße geht; sie öffnen es und rufen um Hilfe. Wie glücklich sind sie,

als sie im gegenüberliegenden Hause den „Dummkopf“, Herrn Gutmann, gewahr werden; dieser zeigt ihnen ein Seil, und wirft es ihnen im nächsten Augenblick zum Fenster hinein; das Seil fällt glücklich zu den Füßen der beiden Freunde nieder. Jeder ergreift hastig ein Ende desselben und befestigt es sich um den Leib.

„Nein doch, so gehts nicht,“ sagt Steinert, „Ihr Ende muß an dem Kreuzstock angebunden werden.“

„Nein, das Ihrige.“

„Nein, ich lasse mich zuerst hinab.“

„Nein, ich!“

Und da stehen nun die beiden Herzensfreunde, messen sich gegenseitig vom Kopf bis zum Fuß, und wenig fehlt, so kämen sie sich in die Haare . . . . wenn das nur nicht wehe thäte . . . .

„Lassen Sie mich zuerst hinunter; ich bin gelenker, als Sie.“

„Nein, ich bin weniger schwer.“

Und die Flammen nehmen unterdeß immer mehr überhand.

Verlieren Sie doch nicht diese kostbaren Augenblicke! ruft ihnen Gutmann zu; entscheiden Sie sich! Der rechtschaffene Mann . . . .

„Ja wohl,“ fällt ihm Geier ins Wort, ‚der rechtschaffene Mann denkt zuerst an sich selbst!‘ und mit diesen Worten entreißt er seinem Freunde das Seil, befestigt das eine Ende am Kreuzstock, und, das andere um den Leib gebunden, setzt er sich rittlings unter das Fenster, um sich hinab zu lassen. Steinert, in Todesangst, allein zurückbleiben zu müssen, zieht den Strick zurück, den er noch nicht gehörig um seinen Freund befestigt wähnt, während er Geiern anstößt; der Strick zerreißt in Folge des plötzlichen Rucks, und der unglückliche Geier fällt auf die Straße hinunter.



Glender! Schreit ihm Gutmann zu.

„Er hat ja selbst zuerst hinunter wollen!“

„Aber Sie haben ihn gestoßen . . .“

„Ich mußte zuerst an mich denken: der rechtschaffene Mann . . . ;“ er konnte vor Scham nicht weiter reden.

Während dieses kurzen Wortwechsels war das Seil wieder hinaufgezogen worden. Als aber Steinert es um den Leib binden wollte, bemerkte er mit Verzweiflung, daß es in der Mitte abgerissen, und jetzt zu kurz geworden war.

Während er auf ein anderes Rettungsmittel sinnt, sieht er, wie eine Leiter von unten an das Fenster gelehnt wird. Gerne möchte er sie erreichen; aber die Angst lähmt seine Kraft. Er fürchtet, einen Fehltritt zu thun, zaudert, schreit und thut nichts. Gutmann, der seine Verlegenheit sieht, eilt herbei, steigt die Leiter hinauf, und läßt den Hasenfuß auf seinen Rücken. Dieser umklammert krampfhaft den Hals des „Dummkopfs“ und läßt sich retten.

Am Fuß der Leiter lag noch der Leichnam Geiers, so daß Gutmann, auf der Straße angekommen, den Lebenden dem Toten gegenüber niederlegte. Steinert schauderte und wollte aufstehen; aber seine Kraft versagte ihm. Gutmann bot ihm hilfreich die Hand, wies auf den Leichnam hin, und flüsterte ihm ins Ohr: „Sehen Sie, wohin Ihre Liebe und Rechtschaffenheit führt.“ Steinert wandte sich ab, ohne zu antworten, und suchte sich unter der drängenden Menschenmasse davon zu machen, um seine Schande, wenn auch nicht seine Gewissensbisse zu verbergen. Es war keine Zeit, um viele Worte zu verlieren. Gutmann hatte vollauf zu thun beim Eimer und an der Spritze. Daher schob er dem Flüchtling nur noch

schuell einen der Zettel in die Tasche, die er soeben unter die Leute ausgeheilt hatte.

Am andern Morgen war Steinerts erster Gedanke, ob er doch im Tumult der vergangenen Nacht nichts verloren habe; er durchsuchte seine Taschen und fand Gutmanns Zettel. Wie war dieser hinein gekommen? Das Geheimnißvolle reizte Steinerts Neugierde; er warf einen Blick auf das Papier und las: „Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. Und das ist sein Gebot, daß wir uns unter einander lieben. — Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. — Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will. Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also? — Wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden; so bist du selig, denn sie haben nicht, es dir zu vergelten.“ (1 Joh. 4. 3. Luk. 10. Matth. 5. Luk. 14.)

Alle diese, der heil. Schrift entnommenen Worte waren Herrn Steinert ziemlich anstößig. Er frug sich, ob in diesem so berühmten Buche nicht auch sein Lieblingsgrundsatz zu finden sei: „Der rechtschaffene Mann denkt zuerst an sich selbst.“ Er wünschte und hoffte dies um so mehr, als alle soeben gelesenen Stellen ihn unbarmherzig verdamnten. Er holte also ein Neues Testament hervor, das ihm schon vor langer Zeit Gutmann einmal geschenkt hatte. Bald kam er im Evangelium des Lukas auf die Geschichte einer armen Witwe, welche sich das Nöthigste entzog, um zwei Scherflein in den Gotteskasten zu legen (Luk. 21, 2.). Das war aber nicht, was er suchte. Weiter

fand er die Geschichte eines Samariters, welcher einen halbtodten, in seinem Blute liegenden Wanderer aufhebt, dessen Wunden verbindet, ihn auf sein Thier setzt, in die Herberge führt, und ihn dort auf seine Kosten verpflegen läßt (Luk. 10, 30.). Aber auch das entsprach noch nicht seinen Wünschen.

In der Apostelgeschichte fand er sodann einen Mann, der von dem Erlös eines für die Armen verkauften Ackers einen guten Theil für sich behalten hatte. Schon freute sich Steinert über dieses Beispiel, das ja ganz seinen Grundsatz rechtfertigte; aber, o wehe! er wendet das Blatt und liest zu seinem Entsetzen das erschütternde Ende, Anania's plötzlicher Tod! (Apostg. 5.)

Endlich durchblättert er auch noch die Episteln und findet glücklicher Weise ein ganzes Kapitel, in welchem Paulus ausführlich das Wesen der Liebe beschreibt. „Da habe ich endlich,“ sagt Steinert bei sich, „hier wird sich doch wohl ein Wort zu meiner Rechtfertigung finden.“ Er liest: „Wenn ich die Liebe nicht hätte, so wäre ich nichts. Die Liebe ist langmüthig und freundlich. Die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie bläht sich nicht. Sie stellt sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hofft alles, sie duldet alles“ (1 Kor. 13.).

Verdrießlich blätterte er weiter und las im Brief Jakobi: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist: die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen . . . (Jak. 1, 27.). Immer mehr außer Fassung gebracht, las er den Vers nicht einmal zu Ende. Er kam weiter auf die Briefe Johannis, und las aufs Gerathewohl: „Ihr Lie-

ben, laffet uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. Laffet uns unter einander lieb haben. Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger!“ . . . (1 Joh. 3, 15. 18.)

Bei diesen Worten überließ es Steinert kalt, und schaudernd schloß er das Buch zu. „Wahrhaftig,“ sagte er, „mein Lieblingstext steht nirgends im Evangelium. Das ist Schade; ich stellte mich so gut dabei.“

---

**Was die Leute sagen:  
„Gegen sein Schicksal kann  
niemand etwas;“**

**und was der Herr Jesus darauf antwortet.**

Was man so in der Welt „eine gute Haut“ nennt, das war Peter Läßig im vollen Sinne des Wortes. Es ließ sich ganz gut mit ihm leben, vorausgesetzt, daß man nichts weiter von ihm wollte; er wäre nicht im Stande gewesen, einem Kinde etwas zu Leide zu thun; aber ebenso wenig im Stande, sich selbst, geschweige jemand anderem viel Gutes zu erweisen. So lange man ihn nach Belieben machen ließ, essen und vor allem trinken, arbeiten und vor allem seiner Ruhe pflegen, war er der beste Mensch von der Welt, der zu jedem Dienst willig und bereit war, wenn er dabei nur zuzusehen brauchte, der aber ebenso gewiß, sobald er selbst Hand anlegen sollte, nie hielt, was er versprochen hatte. Nie hatte er mit jemand einen Zank. Um seinem Kopf und seiner Zunge jede unnöthige Anstrengung zu ersparen, gab er seinem Widerpart immer Recht. Wenn sein Meister ihm bemerklich machte, daß er eben doch mehr trinke, als sich gehöre, und daß je voller sein Kopf, um so leerer sein Beutel werde, war seine regelmäßige Antwort: „Ei was! das ist stärker, als ich; ich vermag nicht zu widerstehen. Uebrigens

kann gegen sein Schicksal niemand etwas.“ — Wenn Herr Kurz, sein Gönner, ihm darüber Vorwürfe machte, daß er am Sonntag arbeitete und am Montag einen Blauen machte, war unseers Peters Gegenrede: „Ja, sehen Sie, wenn man am Sonntag spazieren geht, so muß man Weib und Kinder mit sich schleppen; am Montag aber geht man mit seinen Kameraden allein aus, jeder bezahlt seine Zechen, und kommt es auch nicht billiger, so dauert es dafür um so länger.“ — Bemerkte Herr Kurz, daß er auf die Weise die Seinigen ins Verderben stürze und selber zu Grunde gehe, war Peters letztes Wort, um alle fernere Ermahnung abzuschneiden: „Ach was! es komme, was kommen mag, gegen sein Schicksal kann niemand etwas.“ Endlich kam eines Tages Peters Arbeitgeber zu seinem Gönner und erklärte ihm, er könne seinen Schützling nicht länger behalten, wenn er nicht ganz anders werde. Herr Kurz ließ Peter zu sich aufs Zimmer kommen, hieß ihn Platz nehmen und fragte ihn:

Peter, gibt es ein Schicksal?

„Freilich!“ war Peters Antwort.

Nun, das Schicksal will, daß Ihr mich, ohne Euch von der Stelle zu rühren, aufmerksam anhört. Ich bin nämlich Willens, gut deutsch mit Euch zu reden.

Ein wenig überrascht sah Peter auf; aber da er sich nicht die Mühe nehmen mochte, zu antworten, hörte er stillschweigend zu.

Ich habe Euch also mitzutheilen, fuhr Herr Kurz fort, daß das Schicksal entschieden hat, daß Euer Meister Euch arbeitslos vor die Thüre setzen soll. Ferner hat das Schicksal beschlossen, daß der Metzger gegenüber und der Wirth an der Straßenecke Euch nichts mehr auf Borg abgeben dürfen. Ich kündige Euch Eure bisherige Wohnung, für welche seit dreiviertel Jahren kein Hauszins bezahlt ist, und da ich bei Eurem Schrei-

ner, dem Ihr noch die Möbel schuldig seid, nicht mehr für Euch Bürge sein will, so wird er Euch bei der Behörde belangen.

Wie Hagelsteine trafen diese betrübten Nachrichten den armen Peter; eine gute Weile saß er ganz betrübt, ohne ein Wort zu sagen.

„Aber, Herr Kurz,“ stotterte er endlich hervor, „ich denke doch nicht, daß alle diese Drohungen . . .“

Drohungen?! Das sind keine Drohungen, es sind lauter Gewisheiten. Das Schicksal hat das alles bestimmt.

„Ach! Ich hoffe doch, daß der Meister mich behalten wird. Ich will ihm versprechen, in Zukunft besser zu arbeiten.“

Und der Metzger?

„Ich will ihm Hoffnung auf eine Abschlagszahlung machen.“

Und der Wirth?

„Zu dem gehe ich nicht wieder.“

Und der Schreiner?

„Dem werde ich einen Theil seiner Möbel zurückgeben.“

Und endlich ich? was soll es mit meinen drei verfallenen Hauszinsen werden?

„Ach, Sie, Herr Kurz, Sie können unmöglich so handeln; Sie sind so gut. Ich bitte Sie, behalten Sie mich bis zum Ende des Jahres!“

Also, Peter, Ihr hoffet, Ihr werdet das Schicksal ändern dadurch, daß Ihr Euren Meister, den Metzger und Wirth und Schreiner, zuletzt noch mich mit Euren Bitten bestürmet?

„Ich hoffe, daß ich dadurch, daß ich sie recht inständig bitte, . . .“

Gut, Ihr könnet sie vielleicht durch Eure Bitten

umstimmen. Aber dann müßt Ihr doch anerkennen, daß es kein Schicksal gibt.

„Doch, doch, Herr Kurz. Eben das Schicksal will, daß der Meister mich behalte, die Kaufleute warten, und Sie . . .“

Nein, das ist doch zu stark. Ich will Euch zeigen, was das Schicksal will, nämlich: daß Ihr auf der Straße schlafen sollt.

Bei diesen Worten klingelte Herr Kurz, und bald trat ein Bedienter ein.

Johann, gehe sofort auf die Polizei und sage dort, man möchte den Peter Läßig veranlassen, ohne eine Stunde Verzug mein Haus zu räumen. Sage auch, daß ich für ihn bei dem Schreiner nicht mehr gut stehe, und daß derselbe seine Forderung auf gerichtlichem Wege Beitreiben möge. Im Vorbeigehen sage Peters Meister, daß ich mich des Peter Läßig nicht mehr annehme. Gehe gleich!

Nun, wandte er sich darauf an Läßig, verlasset Ihr Euch immer noch auf das Schicksal, das Euch für Arbeit, Brot und Wohnung sorge?

„Herr Kurz, das hätte ich von Ihnen nie geglaubt. Denken sie doch auch daran, daß mein Weib und meine Kinder auf die Straße gesetzt sind!“

Gegen sein Schicksal kann niemand etwas!

„Ich habe keinen Kreuzer Geld, kein Stück Brot für den bittersten Hunger, wir müssen geradezu Hungers sterben!“

Gegen sein Schicksal kann niemand etwas!

„Aber überall werden Sie als ein harter Mann verschrien werden!“

Gegen sein Schicksal kann niemand etwas!

„Ach, lieber Herr Kurz, ich bitte Sie, haben Sie Erbarmen mit einer armen, ruinirten Familie!“

Gegen sein Schicksal kann niemand etwas!



„Aber nein, nein! In Ihrer Macht steht es, alles zu ändern.“

Wie, das Schicksal zu ändern?

„Aber wenn Sie wollen, so will das Schicksal, daß wir gute Freunde bleiben sollen.“

Seid einmal vernünftig, Peter! Ist es mein Wille oder das Schicksal, was die Sache entscheiden wird?

„Ihr Wille, Herr Kurz, ganz natürlich!“

Wenn ich meine Befehle zurückziehe, hätte ich also das Schicksal geändert?

„Nein, dann haben Sie ihm eben gefolgt!“

Also noch immer derselben Ansicht? Nun gut, um Euch zu beweisen, daß ich stärker bin, als das Schicksal, sollen meine Befehle ausgeführt werden.

„Ist dies ihr letztes Wort?“

Ja, mein letztes.

„Dann will das Geschick . . .“

Wohl, daß Ihr Hungers sterbet?

„So scheint es.“

Dann hätte ich wohl Lust, das Schicksal Lügen zu strafen und Euch wieder meinen Schutz angedeihen zu lassen.

„Ja, ja, ich bitte Sie inständig darum, thun Sie das; und dann ist eben das der Wille des Schicksals.“

Wie? rief Herr Kurz aus, sollte ich mit dem Menschen aus diesem Cirkel nicht herauskommen? Nun, Peter, antwortet mir kurz und gut auf meine letzte Frage. Sagt mir, ehe Ihr mein Zimmer verlasst: Was will das Schicksal? daß ich Euch fernerhin unterstütze? oder daß ich Euch Eure Wege gehen lasse?“

„Das Schicksal will, daß Sie mich unterstützen!“

Nun macht, daß Ihr fortkommt! ich lasse Euch Eure Wege gehen.

Mit diesen Worten öffnete Herr Kurz die Thüre seines Zimmers und winkte dem Peter, er solle sich

entfernen. Da fuhr diesem plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Er sagte zu sich selbst: „Herr Kurz hat diesen Entschluß gefaßt, einzig und allein, um das Schicksal Lügen zu strafen; hätte ich ihm das Gegentheil geantwortet, so wäre seine Entscheidung anders ausgefallen.“ — Schon an der Thüre angekommen, drehte er sich noch einmal um und sagte:

„Ich habe mich doch getäuscht; das Schicksal will, daß Sie mich im Stiche lassen, und so gehe ich denn von Ihnen.“

Mit diesen Worten schritt aber Peter, statt hinauszugehen, wieder ins Zimmer vor. Herr Kurz merkte seine List.

Gut, sagte er zu ihm, weil es das Schicksal will, daß Ihr Euch selbst überlassen werdet, so gehet hin und folget seinem Willen.

Peter machte sich davon und trollte heim. Zu Hause traf er sein Weib und erzählte ihr alles, was sich zugegetragen hatte.

„Du bist ein rechter Dummkopf,“ sagte sie zu ihm, als er endlich fertig war. „Wozu denn soviel vom Schicksal schwagen, da es sich doch um ganz andere Dinge handelt? Der Meister will Arbeit, der Metzger Geld, der Wirth Bezahlung, der Schreiner seine Möbel, der Hausherr die Miethe; — darum handelt es sich, nicht um das Schicksal.“

„Das ist eigentlich wahr,“ erwiderte Peter.

„Und du hättest Herrn Kurz antworten sollen: Ganz so, wie Sie meinen; aber ich bitte Sie, haben Sie noch Geduld. Wenn wir uns besser aufführen, so können Sie uns ja behalten; wenn wir uns schlecht aufführen, so können Sie uns immer noch fortschicken. — Wir hätten unser Möglichstes gethan, ihn zufrieden zu stellen, und hätten bleiben dürfen.“

„Das mag wohl sein. Ich will noch einmal zu ihm gehen und in diesem Sinne mit ihm reden.“

Eben wollte Peter seinen Vorsatz ausführen, als Herr Kurz mit dem Gerichtsdiener bei ihm eintrat.

„Lieber Herr Kurz,“ sagte Peter, „mein Weib sagt, ich sei ein Dummkopf, und etwas Wahres muß schon daran sein. Dem sei nun, wie ihm wolle, das ist mir jetzt gewiß: Ueber das Schicksal läßt sich ganz gut eine Unterhaltung führen, aber das, worauf es ankommt, ist im Grunde eben nur Ihr Wille.“

„Aha, nun sehet Ihr klar, wie es damit ist?“

„Man muß es wohl einsehen.“

„Ja wahrhaftig, Ihr müßtet es einsehen. Denn, soviel Ihr auch immer davon geschwätzt habt, bin ich doch gewiß, daß Ihr selbst nicht den Glauben an das Schicksal hattet, den Ihr vertheidigtet.“

„Ich denke doch, daß ich glaubte, was ich sagte.“

„Nein, nein! Ihr wolltet das glauben, konntet es aber nicht. Und wisset Ihr auch, warum Ihr Euch so gerne überredet hättet, daß das wirklich Euer Glauben sei?“

„Warum?“

„Um der Mühe überhoben zu sein, Euren Lebenswandel zu ändern. Es war euch so gar bequem, immer zu antworten: ‚Das ist meine Natur; das liegt in meinem Blute; das ist mein Schicksal,‘ und in der Weise alle Eure Dummheiten auf Rechnung des Schicksals, das heißt, in letzter Beziehung auf die Rechnung Gottes zu setzen. Nur um nicht nöthig zu haben, nachzudenken oder Euch zu bessern, stelltet Ihr Euch, als ob Ihr an ein Schicksal glaubtet.“

„Ich versichere Sie aber, wenn mich die Lust ankommt, mir einen vergnügten Tag zu machen, da ist etwas in mir, das mich vorwärts treibt.“

„Ja, wahrscheinlich der Teufel.“

„O, ich glaube nicht an den Teufel.“

So seid also Ihr selbst das, was Euch vorwärts treibt?

„Nein.“

Dann ist es der, der Euch gemacht hat, Euer Schöpfer, Euer Gott. Versteht Ihr, was das heißt: Gott ist es, der Euch des Montags so faul macht! Gott ist es, der Euch ins Wirthshaus führt, und, wenn Ihr noch schwanket, ob Ihr an einen schlechten Ort gehen sollt oder nicht, so ist Er es, der Euch die Entscheidung treffen läßt, daß Ihr dahin gehet? Entsetzet Ihr Euch nicht vor einer solchen Gotteslästerung? — Nein, nein! erkennet es an, daß wenn Ihr Euch zum Glauben an ein Geschick zwinget, so thut Ihr es gegen Euer Gewissen, Eurer bösen Lust zu Gefallen. Euer eigentlicher Wunsch ist, das Böse zu thun, ohne dafür die Verantwortung zu haben.

„Ich will gar nichts böses thun; ich möchte mich nur meines Lebens freuen.“

Ja, das ist eben auch ein schön klingender Name, der für ein häßliches Ding einen Deckmantel abgeben soll. Ich nenne böse, was Ihr sich des Leben freuen heißt. Alles das nennt Gott Sünde, und es ist und bleibt wahr, daß Ihr nur, um freier sündigen zu können, vom Schicksale redet. Wann Ihr faul seid, so wollet Ihr es sein; wann Ihr zu viel trinket, so wollet Ihr es thun. Und wenn Ihr den Verstockten spielet, um mich nicht zu verstehen, so seid wiederum Ihr es, dessen Wille dem zu Grunde liegt. So seid also auch Ihr, ja Ihr selbst und allein es, der einmal wird Rechenschaft ablegen müssen.

„Wem?“

Zuvörderst mir, dann dem Gerichte; und endlich, wenn die Zeit gekommen ist, Eurem Gott. Ihr habt also zu wählen zwischen der Neue und der Ver-

stodttheit, was darauf hinauskommt: zwischen der Vergebung und der Verdammniß. Von Stund an könnet Ihr Euch nicht mehr damit ausreden: „Ich habe während meines Lebens geglaubt, daß gegen sein Schicksal niemand etwas könne.“ Denn heute habt Ihr mit Euren Augen gesehen und handgreiflich empfunden, daß im Gegentheil ein jeder sein Schicksal in seiner Hand hat. Jetzt könnet Ihr noch wählen zwischen der Vergebung und der Verdammniß, welche Gott Euch vorlegt, wie Ihr jetzt noch meine Hilfe lieber erwählen könnet, als von mir aus dem Hause gejagt zu werden.

„Ich nehme Ihre Hilfe an; aber wer wird meine Schulden bezahlen? Selbst wenn ich am Montag arbeite, wenn ich sogar bis Abends zehn Uhr aufbleiben würde, würde ich mich aufreiben, ohne ihrer los werden zu können. Ach, die Meister wissen freilich nicht, wie schwer es für einen armen Arbeiter hält, von einer Schuldenlast, die von allen Ecken und Enden her einen drückt, los zu werden. Wenn man sich mit so und so viel im Rückstand sieht, da ist man gar sehr versucht, auch den Stiel vollends der Art nachzuwerfen und zu sagen: „Ich habe einmal kein Glück; gegen sein Schicksal kann niemand etwas.“ Wer wird meine Schulden bezahlen, Herr Kurz?“

Ich.

„Sie?“

Ja, ich.

„O, das wäre einmal ein Glück.“

Nur noch zuvor einen Augenblick Geduld. Wenn ich, der ich nichts weiter bin, als ein Mensch, Eure Schulden bezahlen kann und bezahlen will, versteht Ihr nicht auch, daß Gott Eure ungeheure Sündenschuld bezahlen kann und will? Laßt es mich Euch sagen, daß Er es kann und will, ja daß Er es schon gethan hat. Der Euer lebendiges Lösegeld ist, hat sich

ans Kreuz auf Golgatha erhöhen lassen. Dort ist Jesus für eure Sünden gestorben, und heute verkündigt Euch Sein Evangelium Euer Heil. Höret seine eigenen Worte: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind. — Christus ist für uns Gottlose gestorben. — Wie wollen wir entfliehen, die wir eine solche Seligkeit nicht achten? — So lange gesagt wird: Heute, so ihr Seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht! — Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ (Röm. 8. 5. Hebr. 2. 3. Joh. 6.) — Und wenn Ihr diesen holden Worten Jesu Christi vertraut, so sagt Euch Sein Apostel weiter: „Ich bin gewiß, daß keine Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn“ (Röm. 8.). — Aber wenn Ihr dieses Heil zurückweist, so sehet wohl zu; Ihr könnet Euch instünftige nicht mehr mit der Ausrede entschuldigen: „ich wußte nicht, daß man Vergebung erlangen konnte.“ Nein, von heute an wisset Ihr es, und Ihr könnet wählen zwischen dem Leben und dem Tod, zwischen der Gnade und der Verdammniß. Und merket wohl, nicht das Schicksal ist es, das Euch zwingt, die Entscheidung zu treffen; Ihr, und Ihr allein seid es, der zu wählen hat.

„Immerhin; jetzt bin ich doch mit meinen Schulden im Reinen, mein Hauszins ist berichtigt, meine Möbel sind bezahlt, alles ist in Richtigkeit. O, jetzt will ich von ganzem Herzen arbeiten, daß es eine Art hat! . . . wenn nur meine Kameraden nicht wieder zu mir kommen und mich in Versuchung führen! Denn sehen Sie, Herr Kurz, man hat oft den besten Willen, aber die Kraft ist nicht immer da. Man faßt die besten Vorsätze, aber wenn es darauf ankommt, handelt man nicht darnach. Sie wissen ja: das Fleisch ist schwach.“

Ganz wahr; aber da Ihr von nun an am Mon-

tag arbeiten werdet, so könnt Ihr des Sonntags auf eine Stunde zu mir kommen. Da wollen wir zusammen ein Buch lesen, das uns gute Rathschläge gibt. Vor allem aber wollen wir mit einander zu Gott beten, der uns Kraft geben kann. Hat Er die Sünden unseres vergangenen Lebens uns vergeben, so nimmt Er uns für die Zukunft in Seinen Schutz und Schirm auf. Sein Wort versichert uns dies: ‚So Jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da gibt einfältiglich jedermann. — So ihr den Vater etwas bitten werdet in Meinem Namen, so wird Er es euch geben. — Wo bittet unter euch ein Sohn den Vater ums Brot, der ihm einen Stein dafür biete? So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten? — Wachet und betet!‘ (Jakobi 1. Joh. 16. Luc. 4, 11. Marc. 14.) Also, Peter, sagt inskünftige nicht mehr: ‚Ich wußte nicht, woher ich Kraft und Muth nehmen sollte;‘ denn nun wisset Ihr es. Es steht Euch frei, zu beten oder nicht zu beten. Thut, was Ihr wollt; nur denket daran, daß Ihr nicht mehr das Recht habt, zu sagen: ‚Ich habe nicht gewußt, daß Gott uns helfen kann.‘

„Sie reden jetzt im Namen der Religion zu mir; sagt denn die Schrift nicht, daß wir versucht werden können?“

Höret, was Euch ein Apostel auf diese Frage antwortet: ‚Es hat euch noch keine, denn menschliche Versuchung betreten; aber Gott ist treu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen.‘ (1 Kor. 10, 13.)

„Aber wenn es der Teufel ist, der uns versucht, ist er nicht viel stärker, als wir?“

Ein anderer Apostel sagt Euch: ‚Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelockt wird.‘ (Jakobi 1, 14.)

„Ist es aber nicht wahr, daß der Teufel Jesum Christum versucht hat?“

Ja, das ist eben so wahr, als daß Jesus Christus ihn überwunden hat.

„Aber ist in Ihrer Bibel nicht auch davon die Rede, daß Gott über uns zum Voraus bestimmt hat?“

Das ist richtig; denn, welche Er zuvor versehen hat, die hat Er auch verordnet, daß sie gleich sein sollen dem Ebenbild Seines Sohnes, auf daß derselbe sei der Erstgeborne unter vielen Brüdern. (Röm. 8, 29.)

„Ist nicht auch irgendwo gesagt, daß Andere zur Verdammniß vorherbestimmt sind?“

Nirgends! Gott verstockt wohl die Herzen; aber Herzen, welche schon hart sind, die sich nicht rühren lassen wollen; Menschen, welche Er lange mit Geduld getragen hat, und die Ihm immer widerstrebt haben. Wenn ein Geschöpf verloren gehen will, wesentlich und geflissentlich will, sollte dann Gott nicht im Rechte sein, dem Weg, dessen Ziel das Verderben ist, seine bestimmte Richtung zu geben? Wir sind es in alle Wege, die sich ins Verderben stürzen. Gott thut nur Eines, Er errettet. Aber Er errettet nur diejenigen, welche errettet sein wollen, und nur diejenigen läßt Er sich ins Verderben stürzen, welche von Seinem Heile nichts wollen. Vergesset also nicht, daß Ihr frei seid. Ihr, und Ihr selbst und allein, habt die Wahl zu treffen. Leben oder Tod, Vergebung oder Verdammniß ist Euch vorgelegt. Ihr seid frei, könnet wählen, was Ihr wollet; aber wie Ihr Eure Freiheit gebraucht habt, davon habt Ihr eines Tages Rechenschaft abzulegen. — Und Sie, Gerichtsdiener, können nun gehen. Leben Sie wohl! Ich hoffe, ich bedarf Ihrer Dienste nicht mehr.

---



Was die Leute sagen:

**„Warum gibt es so viele verschiedene  
Religionen in der Welt?“**

und was der Herr Jesus darauf antwortet.

---

„Warum gibt es so viele verschiedene Religionen  
in der Welt?“

Und warum Ihr ‚Warum‘? Ist es eine Klage  
oder ein Einwand?

„Das Eine und das Andere.“

Sie beklagen sich also darüber, daß es mehrere  
Religionen gibt. Aber wer ist Schuld daran? Gott  
oder die Menschen? Wer hat diese verschiedenen, sich  
unter einander widersprechenden, darum nothwendiger-  
weise falschen Religionen gemacht? Hat Gott ja und  
nein, schwarz und weiß gesagt? hat Er zugleich Chri-  
stum und Buddha den Menschen vorgehalten?

„Ich sage nicht, daß das von Gott komme.“

Also sind die Menschen Schuld daran, und an die  
Menschen muß man sich in dieser Sache halten. Nun,  
Sie beklagen sich darüber, daß es so viele Religionen  
gibt; doch haben Sie ohne Zweifel auch Ihren ei-  
genen Glauben, den Sie sich selbst zurecht gemacht  
haben?

„Gewiß; ein jeder hat in der Religion, so gut als in der Politik, seine eigenen Ansichten.“

Nun gut, so beklagen Sie sich bei Ihnen selbst über sich selbst. Denn Sie tragen in Ihrem Theil dazu bei, die Zahl der Religionen, die es in der Welt gibt, noch zu vermehren. Vielleicht haben Sie nur nicht genug Macht und Geisteskraft; sonst würden Sie aus Ihrer Religion auch eine Kirche machen. Wären Sie ein König oder ein Philosoph, so würden Sie Ihre Privatreligion zu der Ihres Volkes oder Ihrer Mitbürger zu machen suchen; es sei denn, daß Sie es bequemer finden, jedem die seinige zu lassen. Es helfen also alle Menschen, ein jeder nach seinem Einfluß oder seiner Einsicht, mit dazu, die Religionen zu vervielfältigen. Wenn die Religionen zahlreich und verschieden sind, so ist die ganze Menschheit daran Schuld, nur Gott nicht.

„Aber hätte Gott dieser Verwirrung nicht einen Kiegel vorschieben können?“

Wie?

„Dadurch, daß er alle Menschen bei demselben Glauben erhalten hätte?“

Wie meinen Sie das? Wollen Sie damit sagen, Gott hätte die Menschen zwingen oder überreden sollen?

„Sie überreden, wenn möglich; wenn das nicht, so . . . .“

Ich sehe schon, Sie gehören zu den sanftmüthigen Herren, welche darin einig sind, niemand Gewalt anzuthun, als dem, welcher widerstrebt. Aber denken Sie doch daran, daß man nirgends denjenigen Zwang anthut, welche Gehorsam leisten, und daß demgemäß Ihre Ueberredung, der im Fall des Bedürfnisses durch Gewalt nachgeholfen wird, ganz einfach Tyrannei ist.

Nach Ihrem Wunsch hätte also Gott die Menschen zum Glauben nöthigen sollen?

„Ein wenig.“

Würden Sie dies für Sie selbst wünschen? Würden Sie sich ganz wohl dabei fühlen, wenn Sie nur zum Voraus fest angeordnete Gedanken haben könnten, und der Freiheit, zu erwägen und zu wählen, beraubt wären? Und da dieser aufgedrungene Glaube zu seinem Endzweck hat, Ihren Lebenswandel zu regeln, wäre weiter für Sie ein angenehmes Gefühl, wenn Sie genöthigt wären, dies oder jenes zu thun? Möchten Sie, wie der Galeerensklave, an die Arbeit gehen müssen, an der Kette dazu geschleppt, mit dem Stocke dazu getrieben?

„Nicht gerade.“

Was Sie denn für Sie selbst nicht wünschen, das fordern Sie auch nicht für die Andern. Erkennen Sie an, daß Gott wohl daran gethan hat, uns unsere Freiheit zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, uns verschiedene Religionen bilden und erwählen zu sehen. Der Mensch ohne Freiheit wäre kein Mensch mehr, er wäre weniger, als das unvernünftige Thier; denn dieses kann trotz seines Naturtriebs noch wählen. Ohne Freiheit könnten wir zwischen Gut und Böß nicht wählen; alle sittliche Zurechnung, wie alles innere Wohlsein wäre aufgehoben.

„Nun gut, ich nehme das Wort ‚zwingen‘ zurück. Ich sage nur: Gott hätte die Menschen überreden, ganz sanft überreden können, nur eine Religion zu haben.“

Aber das ist es ja eben, was Er gethan hat!

„Wie so?“

Vor allem erkennen Sie an, daß Gott den Menschen weder zwei noch mehrere Religionen hat geben können.

„Darin bin ich mit Ihnen einverstanden.“

Weiter erkennen Sie an, daß, auch den Fall gesetzt, daß Er Ihnen keine gegeben hat, Er es doch hätte thun können?

„Das gebe ich zu.“

Sie geben selbst zu, daß Er weislich gehandelt hätte, wenn Er die Menschen durch eine sanfte Ueberredung vermocht hätte, einen Glauben anzunehmen.

„Das ist meine Ansicht.“

Wenn Sie in Ihrer beschränkten Weisheit es für gut erkennen, daß Gott den Menschen eine Religion, eine einzige Religion vorschreiben sollte, ist es dann nicht wahrscheinlich, daß Gott ebenso geschicklich gewesen ist, wie Sie? und daß Er in dieser Sache ebenso klug verfahren ist, als Sie es gemacht hätten, indem er wirklich den Menschen diese einzige Religion, sie auf einleuchtende Gründe stützend, vorhält.

„Was Sie da sagen, scheint wahrscheinlich. Aber ist dem nun also? das ist die Frage.“

Es ist aber nicht eine bloße Wahrscheinlichkeit, sondern eine wirkliche Thatsache. Ja, Gott hat den Menschen eine Religion, und zwar eine, eine einzige Religion gegeben. Bei Adam hat dieselbe angefangen; Noah, Abraham, Moses, David, Jesus Christus mit Seinen Aposteln, haben diese Religion gehabt. In dieser einzigen Religion vereinigen sich die Juden und die Christen, und selbst die Muhammedaner.

„Wie? Juden, Christen, Muhammedaner gehören zu der gleichen Religion?“

Wenigstens rühmen sie sich alle des gleichen Ursprungs ihres Glaubens. Für sie alle ist Abraham der Vater der Glaubigen, und die Bibel eine göttliche Offenbarung. Der Stamm ist ein einziger, so zahlreich auch die Aeste sein mögen. Gott hat nur eine Religion gegeben; die Menschen haben sie zerhackt.

Und trotz allen Anstrengungen der Menschen, die göttliche Offenbarung zu entstellen, habe ich Ihnen gezeigt, daß ein Drittheil der Menschheit unter dem Einfluß einer einzigen Religion steht!

„In Betreff dieses Drittheils will ich Ihnen Recht geben; die beiden andern Theile aber, warum sind sie in solcher Unwissenheit in Ansehung der Wahrheit gelassen worden?“

Bemerken Sie vor allem, daß nicht Gott es ist, der sie in Unwissenheit läßt; vielmehr wir, ihre Mitmenschen, die wir den Christennamen führen, wir haben sie darin gelassen. Denn Gott hat gesagt: ‚Geht hin und lehret alle Völker‘ (Matth. 28, 19.). Wenn wir es nicht gethan haben, so liegt an uns die Schuld, nicht an Gott.

„Wohl; aber ich meine, gleich von Anfang an hätte Gott aller Welt nur eine einzige Religion geben sollen.“

Und sehen Sie nicht, daß Er eben dies gethan hat? Die Menschheit hat mit einer einzigen Familie ihren Anfang genommen; glauben Sie nun, daß Gott dem Adam und der Eva zwei verschiedene Religionen gegeben habe? Und wenn heutiges Tages die Kinder von Adam und Eva mehrere Religionen, die der Bibel ganz fremd sind, haben, so ist der Grund davon, wie Sie sehen, doch wohl der, daß diese Nachkommen selbst sich solche erdacht haben? Der Mensch ist es, und immer nur der Mensch, welcher seine Freiheit mißbraucht, und dem darum die Schuld beizumessen ist. Aber im innersten Kerne dieser verschiedenen Religionen, welche die Menschen erfunden haben, findet man immer noch einzelne Züge jener einen Religion, welche Gott ihnen geoffenbart hatte. Bei allen findet man den Begriff eines Schöpfers, die Erinnerung an eine allgemeine Flut, den Brauch der Opfer, das Warten

auf einen Erlöser, das Gebet, die Hoffnung auf eine Kraft von Oben, auf Vergebung, auf den Himmel. Sehen Sie hier die Spuren von jener Urreligion, welche von Gott gegeben, von den Menschen verändert und heutzutage durch den Aberglauben, mit dem man sie überdeckt hat, in einer solchen Weise verunstaltet worden ist, daß man recht genau hinsehen muß, um sie wieder zu erkennen. Ja, nicht allein bei allen christlichen, jüdischen, muhamedanischen Sekten, sondern auch bei den heidnischen Religionen in Indien, China, Oceanien, Afrika und Amerika, findet man verhüllt und verborgen Bruchstücke der Wahrheit, die, in ein Ganzes vereinigt, die einzige Religion bilden würden, welche Gott der Menschheit gegeben hat, und welche die Menschen ihren Lüsten und Leidenschaften zu lieb zerstückelt haben.

„Aber was haben die Lüste der Menschen mit dieser Sache zu schaffen?“

Sie sind die erste Ursache von all dieser Verwirrung. Sie haben die Religionen vermehrt, und sie beklagen sich jetzt darüber, daß es davon so viele gebe.

„Somit werde auch ich, der ich von dieser Menge von Religionen einen Einwand nehme gegen das Vorhandensein eines einigen und wahren Glaubens, von meinen Leidenschaften dazu getrieben, mich so auszusprechen?“

Ganz so; ja, ich behaupte, daß Sie, wenn es nur eine einzige Religion in der ganzen Welt gäbe, alsdann gegen diese ganz ebenso Ihre Einwendung zu machen hätten, wie jetzt gegen die vielen.

„Wollten Sie mir wohl sagen, was dann meine Einwendung wäre?“

Gerne; Sie würden mir sagen: Allerdings gibt es nur eine Glaubenslehre; allein es glaubt ja nicht jeder=

mann daran. Was mich irre macht, ist nicht die Mannigfaltigkeit der Glaubensbekenntnisse, die unter den Menschen herrscht, sondern ihr Unglauben. Wenn diese eine Religion wahr ist, warum glauben nicht alle Menschen daran?

„Die Folgerung, die Sie mich machen lassen, ist nicht so übel.“

Ich gehe darum noch weiter; ich unterfange mich, Ihnen zu sagen, daß Sie, auch wenn es nur eine Religion in der Welt gäbe, und alle Menschen geneigt wären, daran zu glauben, noch Ihre Einwendungen zu machen hätten.

„Wie so?“

Sie würden sagen, dieser Glaube sei ein Naturtrieb, ein von Gott verliehenes Schutzmittel gegen die Todesfurcht, eine Frucht der menschlichen Einbildung, eine Schwäche unserer Organisation . . ., und was weiß ich, wofür Sie denselben alles erklären würden! Sie würden tausend Gründe finden, um sich einer Glaubenslehre zu entschlagen, neben der es keine andere gäbe, und die Ihre Freiheit beeinträchtigen würde. Den Alten würden Sie die Religion überlassen, damit sie einen Trost darin hätten, und Sie, in Ihrer Jugend und Kraft, würden denken, daß Sie dieselbe gar nicht bedürfen. Ist es nicht so?

„Mag wohl sein.“

Das ist noch nicht alles. Wenn es nur eine einzige Religion auf Erden gäbe, die von allen, Jung und Alt, angenommen wäre, von der Sie selbst fühlten, daß sie sich dem Gewissen auch in der Vollkraft der Jugend und der Gesundheit aufbringe, wenn es allen Menschen ebenso natürlich wäre, an eine Zukunft zu glauben, wie sie an ihre Vergangenheit glauben; dann, denke ich, fänden Sie immer noch ein Mittel, gegen Ihre eigene Ueberzeugung anzukämpfen.

„Nun, das ist doch wirklich zu stark!“

Es ist doch so. Um Ihren Leidenschaften desto besser einen Deckmantel umzuhängen, würden Sie den Philosophenmantel umhängen und sagen: ‚der Glaube ist ein Naturtrieb, den der Schöpfer den Menschen gegeben hat, um sie gegenüber von denen, die über sie herrschen, fügsamer zu machen. Die Interessen der Völker und der Einzelnen sind so verschiedenartig, es ist so leicht, die Gesetze zu umgehen, und das Böse zu verbergen, daß es durchaus nothwendig gewesen ist, daß der Schöpfer als einen Zügel und Zaum in uns eine Hoffnung und eine Furcht, die über das Grab hinüber reicht, legte. Dies ist ein Betrug, aber ein frommer Betrug. Lassen wir also den Geschöpfen ihren Glauben; wir aber wollen uns dem Schöpfer nähern, wir wollen uns über den Naturtrieb erheben, der uns tyrannisiert. Für die Menge ist er gut, aber überflüssig für den denkenden Menschen.‘

„Mit solchen Voraussetzungen können Sie alles beweisen.“

Meine Voraussetzungen sind Wirklichkeiten. Es gibt in der That und Wahrheit eine einzige Religion, welche von der ganzen Menschheit angenommen ist. Sie hat ihren Ursprung augenscheinlich in unserem Schöpfer, und dennoch stößt sie jeder zurück, so viel er kann, und übt sie nur, so viel er muß.

„Was wäre das für eine Religion?“

Die des Gewissens. Gibt es irgend etwas Gewisses, so ist es sicherlich das, daß Gott allen Menschen nur ein einziges und dasselbe Gewissen gegeben hat. Dennoch sehen Sie, wie es die Menschen in tausend und aber tausend Weisen entstellt, verdreht, abgeschwächt haben. Das Gewissen, wie es Gott in den Menschen gelegt hatte, war eine gerade, einfache, vollkommene Richtschnur. Die Menschen haben sie be-



schmukt, zerrissen, zerschlizt, verkürzt; unter ihren Händen ist es eine Richtschnur geworden, die sich drehen und krümmen, länger und kürzer machen läßt, wie ein Faden, der sich nach allen Richtungen winden läßt. Was man mit dem Gewissen gemacht hat, hat man auch aus der geoffenbarten Religion gemacht; von den Einem ist sie verdreht, von den Andern beschritten, von allen verunstaltet worden. Und nachdem jedes Volk den Fezzen davon, der ihm anstand, behalten, und das Uebrige, das ihm im Wege war, weggeworfen hat, nachdem man nun dahin gekommen ist, aus der ursprünglichen und wahren Religion hundert abgeleitete und falsche Religionen zu machen; — nun ruft man laut: „Warum gibt es doch so viele verschiedene Religionen in der Welt?“ — Ganz einfach darum, weil ihr, die ihr euch darüber beklagt, aus der einen Religion, welche Gott in die Welt gesandt hat, so viele gemacht habt!

„Nach dem allem lassen sich also alle menschlichen Religionen in näherer oder entfernterer Linie auf eine einzige, göttliche Religion zurückführen?“

Ja.

„Und ohne Zweifel ist diese einzige und wahre Religion die Ihrige?“

Wit nichten; es ist ja gar wohl möglich, daß ich meine eigenen Irrthümer eingemengt habe.

„Dann ist es wohl die meinige?“

Nein; Sie haben ja gar keine.

„Welche denn?“

Die Religion der heiligen Schrift, die mit Moses und den Propheten angefangen, und durch Jesum Christum und Seine Apostel ihre Vollendung erhalten hat. Außerhalb dieses Buches kann es viele Wahrheiten geben, aber Wahrheiten, welche mit Irrthum vermengt sind. Die Bibel ist eine sprudelnde, sich weit-

hin ausbreitende Quelle; der Strom, der aus ihr entspringt, bedeckt die Welt, verzweigt sich nach rechts und nach links; aber auf seinem Wege nimmt er schmutzige Wildbäche auf; die Erde mischt sich mit ihm, und trübt seine Fluten. Was nun thun, um das reine Wasser zu haben? Ganz einfach, zur Quelle hinaufsteigen, das Evangelium von Jesu Christo lesen, das Seine Jünger geschrieben haben. Da ist das Wasser so gesund und so tief, daß, wenn Sie dorthin gehen, um zu trinken, Sie gewiß sein dürfen, Ihren Durst mit reiner Wahrheit zu löschen.

„Aber dieser Rath wird mir von Ihnen, einem Menschen gegeben; sollten nicht auch Sie Ihren schmutzigen Wildbach mit dem klaren Strom gemischt haben.“

Mag wohl sein; darum will ich jetzt schweigen und Christum selbst reden lassen: ‚Suchet in der Schrift,‘ spricht Er, ‚denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darin, und sie ist es, die von Mir zeuget!‘ (Joh. 5, 39.).

„Ihre Bibel ist ein so dickes, schwer zu verstehendes Buch . . .“

Ja, sie ist ein prächtiger Baum, mit tausend Nesten und dichtbelaubten Zweigen. Aber machen Sie sich doch gleich an die Früchte des Baumes; kosten Sie das Evangelium, so werden Sie schmecken und sehen, wie süß und saftig es ist. ‚Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig,‘ sagt Jesus Christus zu Ihnen; ‚nehmet auf euch Mein Joch, denn Mein Joch ist sanft, und Meine Last leicht‘ (Matth. 11, 29.).

„Von welchem Joch, von welcher Last ist hier die Rede?“

Sagen Sie mir erst, welches ist das Joch, welches die Last, die Sie tragen?

„Elend, Arbeit und Krankheit.“

Sonst nichts?

„Ich meine, das sei genug!“

Ihre Sünden drücken Sie demnach nicht sonderlich?

„Ah so!“

Nun sehen Sie, dies ist die Last, die Jesus Ihnen abnehmen will. Was Er Ihnen dafür anbietet, ist Gnade und Vergebung.

„In der That, eine leichte Last!“

Für Sie wohl, aber eine Last, die Jesu drückend schwer geworden ist.

„Wie so?“

Um Ihre Begnadigung zu erwirken, hat Er Ihre Last am Kreuz tragen müssen. Er mußte sterben, um Ihre Schulden zu tilgen; und darum fügt Er jenen Worten noch die Verheißung hinzu: ‚Kommet her zu Mir; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.‘

„Mir wäre es lieb, auch Ruhe für meinen Leib und meinen Verstand zu finden.“

Auch diese Ruhe können Sie bei Jesu haben. Hören Sie eine Geschichte, die Er Ihnen erzählt: ‚Es war ein reicher Mann, deß Feld hatte wohl getragen. Und er gedachte bei sich selbst, und sprach: Was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle. Und sprach: Das will ich thun; ich will meine Scheunen abbrechen, und größere bauen, und will darein sammeln alles, was mir gewachsen ist, und meine Güter; und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, is, trink, und habe guten Muth. Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und weißt du, wer ihm Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott. Er sprach aber

zu Seinen Jüngern: Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollt; auch nicht für euren Leib, was ihr anthun sollt. Das Leben ist mehr, denn die Speise; und der Leib mehr, denn die Kleidung. Nehmet wahr der Raben; sie säen nicht, sie ernten auch nicht, sie haben auch keinen Keller noch Scheune; und Gott nähret sie doch. Wie viel aber seid ihr besser, denn die Vögel! Welcher ist unter euch, ob er schon darum sorget, der da könnte eine Elle lang seiner Größe zusehen? So ihr denn das Geringste nicht vermöget, warum sorget ihr für das Andere? Nehmet wahr der Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, so spinnen sie nicht. Ich sage euch aber, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht ist bekleidet gewesen, als deren eins. So denn das Gras, das heute auf dem Felde steht und morgen in den Ofen geworfen wird, Gott also kleidet: wie viel mehr wird Er euch kleiden, ihr Kleingläubigen! Darum auch ihr, fraget nicht darnach, was ihr essen, oder was ihr trinken sollt; und fahret nicht hoch her. Nach solchem allen trachten die Heiden in der Welt; aber euer Vater weiß wohl, daß ihr des bedürfet. Doch trachtet nach dem Reich Gottes, so wird euch das alles zufallen' (Luk. 12, 16—31.).

„Nach Ihrer Meinung bietet mir also Jesus Christus Vergebung und mein täglich Brot, den Himmel und die Erde an; ich habe also nichts mehr zu thun!“

Dies sagt Jesus nicht. Er sagt nur, Sie sollen, statt sich Unruhe und Sorge zu machen, auf Ihn vertrauen, oder, nach dem Wort der Schrift, an Ihn glauben.

„Darnach habe ich nichts mehr zu thun?“

Nichts mehr, als zu wachen und zu beten.



## Was die Leute sagen:

**„Gott kann die Heiden nicht verdammen;“**

**und was der Herr Jesus darauf antwortet.**

Es gibt Menschen (zweifelsohne nicht viele), denen es ein Bedürfnis ist, über Religion zu sprechen. Sie mögen reden, mit wem oder worüber es sei, immer wieder kommen sie auf diesen Gegenstand zurück. Von der Art war Herr Bernhard.

Anderer gibt es dagegen, welchen die erstern unerträglich sind; sie machen sich davon, wenn sie sie nur von ferne kommen sehen. Ein religiöser Gegenstand kommt zur Sprache; — sie thun, als wären sie taub. Man läßt nicht nach, man sucht sie festzuhalten; — sie antworten durch einen jener Gemeinplätze, welche jedes weitere Gespräch kurzweg abschneiden. Zu dieser Art gehörte Herr Frei. Seine stehende Redensart, mit der er, als mit einem unwiderlegbaren Satze, jeder derartigen Unterredung ein Ende zu machen pflegte, war: ‚Uebrigens kann Gott die Heiden darum nicht verdammen, daß sie Jesum Christum nicht gekannt haben.‘ Sprach etwa Bernhard von der Pflicht, zu den Heiden Missionare auszusenden, so antwortete Frei: ‚Ei was! Gott kann die Heiden darum nicht verdammen, daß sie Jesum Christum nicht gekannt haben.‘

Zieng der eifrige Bekehrer zu seinem Nachbar davon an, wie nothwendig es sei, daß eigene Leben zu ändern, so kam er immer wieder auf dieselbe Rede zurück: „Gott kann die Heiden darum nicht verdammen, daß sie Jesum Christum nicht gekannt haben.“ Endlich, dieser unaufhörlichen Wiederholung müde, sagte Bernhard eines Tages zu ihm:

Sie haben ganz Recht; Gott kann die armen Heiden nicht verdammen, die nie von Jesu Christo sprechen hörten, Menschen, die kaum die linke Hand von der rechten zu unterscheiden wissen, Menschen, die nicht nur den Heiland nicht gekannt haben, sondern die nie etwas von Ihm gehört haben, ja, die nicht einmal wissen, daß es ein Evangelium und christliche Länder gibt.

„Sie gestehen also, daß ich Recht habe?“

Versteht sich! wie sollte man einen Menschen verdammen, weil er nicht wußte, was er nicht wissen konnte? Ja, hätte dieser Mensch die Missionare zurückgewiesen und die heilige Schrift zerrissen; oder hätte er, nachdem er den Missionar aufgenommen und Gottes Wort gelesen, den Menschen aufgefressen und das Buch verbrannt; oder hätte dieser Heide auch den Verkündiger der frohen Botschaft angehört, das heilige Buch mit Eifer gelesen und erkannt, daß beide die Wahrheit sagen, wäre aber dann noch ein Götzendiener, Menschenfresser, Dieb und Mörder geblieben, dann unfehlbar hätte Gott volles Recht, ihn zu verdammen; denn er hätte Jesum Christum und das Heil gekannt und — verworfen.

„O, dann wäre die Sache eine ganz andere,“ antwortete Frei.

Ja, das wäre etwas ganz anderes, als wenn Sie von einem unwissenden Wilden reden. Aber gerade so verhält es sich mit Ihnen, der Sie ein gebildeter Mensch, in christlichen Ländern erzogen, in christ-

lichen Büchern und Grundsätzen unterrichtet sind, mit Ihnen, der Sie die heilige Schrift gelesen, Jesum Christum kennen gelernt und beiden beigegeben haben. Mit andern Worten, es handelt sich nicht um die Heiden, sondern um Sie, und wenn Gott die Heiden nicht verdammen kann, weil sie den Heiland nicht gekannt haben, so folgt daraus, daß er Sie aus demselben Grunde verdammen muß, da Sie Ihn wohl gekannt, aber nicht angenommen haben.

Herr Frei, der sich einer solchen Schlußanwendung nicht versehen hatte, wußte im Augenblick kein Wort zu erwidern. Bald jedoch nahm er seine alte Kampfweise wieder auf und führte die Heiden ins Treffen.

Um Sie handelt es sich, und nicht um die Heiden, erwiderte Bernhard. Antworten Sie einmal für sich selbst: Haben Sie Jesum Christum kennen gelernt?

„Ja.“

Haben Sie Ihn als Heiland angenommen?

„Nein.“

So dürfen Sie sich auch nicht darüber wundern, wenn Er Sie nicht selig macht.

„Aber diese armen Heiden . . .“

Sie sind in Wahrheit zu mitleidig; Sie denken immer an Andere, und sich selbst vergessen Sie.

„Wenn man aber bedenkt, daß es sechshundert Millionen Menschen gibt . . .“

Nein, nein, Herr Frei, die Sache ist, daß das Loos der sechshundert Millionen Sie nur darum beschäftigt, damit Sie mich hindern können, von Ihnen selbst zu reden. Diese sechshundert Millionen sind nur eine kleine List, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Ich gehe ganz in Ihren Sinn ein und wiederhole: die Heiden sind für eine Kenntniß, die sie nicht gehabt haben, nicht verantwortlich; Sie aber sind es, denn Ihnen ist sie gegeben.

„Ich versichere Sie, während ich von den Heiden spreche, denke ich an mich . . .“

Ja, ja, in einem gewissen Sinne ist das wahr. Sie sprechen bei sich selbst: „Können die Heiden Christum entbehren, warum sollte ich es nicht so gut können, wie sie? Kann ich die Unwissenheit, die ihnen zu statten kommt, nicht auch mir zu Nutzen machen? und wenn ich nur unwissend bleibe, sollte es nicht auch mir zu gute kommen? Warum sollte ich mir also den Kopf zerbrechen, um Dinge zu lernen, deren Kenntniß mir nur Verpflichtungen auflegen würde? Nein, nein! Da lasse ich hübsch die Glaubenssätze der Bibel so viel als möglich bei Seite, um weniger Verantwortlichkeit zu haben. Je weniger ich weiß, um so freier bin ich.“ Dies ist Ihr geheimer Gedanke. Sie gestehen ihn sich selbst nicht; Sie suchen sich selbst darüber zu täuschen. Aber das sollen Sie wissen: „Ihr eigentlicher Wunsch ist, in Betreff der Religion in Unwissenheit zu bleiben, um keinerlei Verpflichtung unterworfen zu sein! Aber anstatt daß Sie darum, wie die Heiden, eine Entschuldigung haben, sind Sie doppelt schuldhaft: schuldig, weil Sie nicht befolgen, was Sie schon wissen, schuldig, weil Sie nicht Weiteres wissen wollen.“

„Ich muß Ihnen wiederholen: wenn die Heiden Jesum Christum entbehren können, so kann ihn jedermann entbehren, und folglich auch ich.“

Und ich wiederhole ihnen: „Das Einzige, was den Heiden entschuldigt, ist seine Unwissenheit. Sind Sie ein solcher Heide?“

„Nein.“

Wissen Sie nichts von Jesu Christo?

„Ich weiß schon einiges von ihm.“

Also sind Sie nicht unter der Zahl derer, die Gott nicht verdammen kann. Ich fahre fort: „Hätten



Sie nicht über die Lehre der heiligen Schrift noch weiter sich unterrichten können?

„O ja.“

Bernachlässigen Sie nicht mehr oder weniger das, was Sie schon davon wissen?

„Allerdings.“

Nach ihrem eigenen Grundsatz also, daß Gott straft nach dem Maß des Lichtes, das man besitzt, und nach dem, das man von sich stößt, sind Sie doppelt schuldig. Das sage nicht ich; Sie selbst haben es gesagt.

„Trotzdem muß ich aber wiederholen, daß Gott die Heiden nicht verdammen kann . . .“

Ach, Sie kommen immer wieder mit Ihren Heiden! Gestehen Sie nur, die armen Heiden erweisen Ihnen den großen Dienst, das Gespräch stets von Ihrer eigenen Person abzulenken. Hierin gerade finde ich einen neuen Beweis Ihrer Schuld. Wenn Sie sich dem Glauben, wie dem Leben nach so fühlten, wie Sie sein sollten, so würden Sie nicht mit solcher Beharrlichkeit jedem Eingehen auf Ihre eigene Person ausweichen. Sie würden sich freuen, daß man von Ihrem Heilande, von Ihrer Liebe zu Ihm redete. Sie würden geradezu und deutlich sagen: ‚Ich bin gerettet. Gott kann mich nicht verdammen.‘ Sie würden nicht immer und immer wieder sagen: ‚Gott kann die Heiden nicht verdammen.‘

„Und Sie finden Vergnügen daran, an mir herumzundörgeln. Auf das Schwierige der Frage gehen Sie aber nicht ein: Verdammt Ihr Evangelium nicht die Heiden, weil sie Jesum Christum nicht gekannt haben?“

Nein!

„Wie, nicht!? Sagen Sie denn aber nicht täglich: Es ist in keinem Andern Heil, als in Jesu Christo.“

Gewiß. Doch hören Sie eine Geschichte: Ein Arzt

Kommt eines Tages in einen Spital, wo er allen Kranken seine Dienste anbietet. Einige befragen ihn, und genesen; andere befragen ihn nicht, und sterben. An was sind sie gestorben?

„An ihrer Krankheit.“

Gut geantwortet. Ebenso verhält es sich mit dem großen Arzte Jesus und den armen Sündern in dem Spital dieser Welt. Jesus bietet allen Vergebung an durch den Glauben an Seinen Veröhnungstod. Die einen glauben, und werden selig; die andern glauben nicht, und gehen verloren. Wodurch gehen sie verloren?

„Durch ihre Sünde.“

Wiederum gut geantwortet. Wenn also die Heiden einst verdammt werden, so geschieht das nicht, weil sie von Jesu Christo nichts gewußt haben; ihre Unwissenheit war ja eine unvermeidliche, unfreiwillige, wenn Sie so wollen, eine unverschuldete. Sie werden vielmehr verdammt, weil sie gesündigt haben. Dies ist der Gedanke des Apostels Paulus, wenn er sagt: ‚Welche ohne Gesetz gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verloren werden; denn sie sind ihnen selbst ein Gesetz.‘ (Röm. 2, 12—14.)

„Warum hat sich aber dann Jesus Christus nicht allen Menschen aller Jahrhunderte und aller Länder geoffenbart, damit alle selig werden könnten?“

Das will ich Ihnen alsbald sagen; nur lassen Sie mich Ihnen erst eine Nebenantwort geben, die Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird.

„Ich höre.“

Wenn Jesus Christus sich in allen Jahrhunderten und in allen Ländern geoffenbart hätte, so hätte Er bei den andern Menschen nicht mehr Glauben gefunden, als bei Ihnen, die Sie Ihn doch kennen und nicht an Ihn glauben. Sie sehen also am besten an

Ihrem eigenen Beispiele, daß die bloße Erkenntniß Jesu nicht zum Glauben führt.

„Das ist wahr; aber dann hätten doch alle Menschen gleichermaßen keine Entschuldigung gehabt.“

Sie gestehen also, daß Sie, Sie selbst ohne Entschuldigung sind?

„Ganz wohl! Von mir ist ja gar nicht die Rede; es handelt sich um die Heiden. Nun, Ihre Antwort, die Sie mir versprochen haben!“

Werde gleich damit dienen; nur nebenher will ich noch einmal bemerken, daß Sie geflissentlich das Gespräch von Ihnen selbst ablenken, weil Sie sich schuldig fühlen. Jetzt komme ich darauf, Ihnen zu sagen, warum Christus sich nicht zu allen Zeiten und an allen Orten geoffenbart hat. Vor allem beachten Sie, daß Gott zu Ausführung Seiner Zwecke sich der Mittel bedient; Seine Mittel in dem Werke der Ausbreitung des Evangeliums sind die Menschen, und dies kann nicht anders sein. Nehmen Sie an, Gott hätte zur Bekehrung des Menschengeschlechts nur solche Mittel, die ihren Zweck unfehlbar erreichen müßten, angeordnet, etwa die Gewalt von Donner und Blitz, oder eine unwiderstehliche Kraft des heiligen Geistes, — dann würden die Bekehrten dem unvernünftigen Vieh gleich sein, das der Peitsche gehorcht. Sollten die Menschen frei sein, das Heil anzunehmen, so müßten sie auch frei sein, es zu verwerfen. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, die Menschen durch Werkzeuge, denen sie Widerstand leisten konnten, mit einem Worte, durch Menschen zum Heile zu rufen. Gott hat es wohl auf sich genommen, dem Samen das Gedeihen zu geben; aber Händen, die Fehlern und Mißgriffen ausgesetzt sind, hat er es überlassen, zu pflanzen und zu begießen. Thun diese geistlichen Pflanzler ihre Pflicht nicht, so müssen wir dafür nicht Gott zur Rechenschaft ziehen.

Ich könnte Ihnen also schon von diesem Punkte aus sagen: 'Wenn das Evangelium unter den Heiden noch nicht allgemein gekannt ist, so liegt die Schuld an den Menschen, welche den Christennamen tragen, theilweise an Ihnen und an mir selbst. Den Schöpfer dürfen wir nicht darob anklagen.' — Doch ich habe Ihnen noch mehr und Besseres zu sagen.

„Ich bin sehr begierig.“

Wann hätte Christus sich allen Völkern offenbaren sollen?

„Von dem Tage an, da er auf Erden erschienen ist.“

Gut. Dann wären aber immer noch die Heiden, die vor des Herrn Ankunft gelebt haben, verloren gewesen.

„Nun, dann hätte Christus früher kommen sollen, zum Beispiel zu Moses Zeit.“

Meinetwegen; allein vor Moses gab es Heiden, die den Heiland nicht gekannt hätten und die immer noch verloren gewesen wären.

„Nun, dann hätte Christus bei Abrahams Berufung kommen sollen. . . Doch nein, Sie würden mir in Betreff der Zeit Abrahams entgegen, was Sie bei der Zeit der Apostel und bei der des Moses gesagt haben. Um es kurz zu machen, will ich Ihnen sagen, Jesus Christus hätte mit dem ersten Menschen, am Tage nach dem Sündenfall kommen sollen, dann wäre gleich nach vollbrachter böser That das Heilmittel zu Händen gewesen. Ganz in demselben Verhältnisse, in welchem mit den Menschen auf Erden die Sünde sich über die Erde verbreitet hätte, wäre das Heil verkündigt worden. Die ganze Welt hätte es kennen gelernt, und heutzutage könnte man Ihnen nicht mehr die Einwendung entgegenhalten, das Evangelium lasse die Hei-

den, welche Jesum Christum nicht gekannt haben, verderben.“

Ich will Ihnen nur eines erwidern: Wäre Jesus Christus zugleich mit Erschaffung der Welt erschienen, hätte dann Adam nicht auch sagen können: ‚Warum ist die Welt nicht früher erschaffen worden? Wenn ich vor tausend Jahren geboren wäre, so befände ich mich nun in dem Paradies.‘ Noch tausend Jahre früher hätte Adams Vorfahr dasselbe sagen können und so fort ohne Ende. Auf diese Weise müßte — um auf Ihre Einwendung zu antworten — weder die Welt, noch der Mensch je angefangen haben; die Schöpfung müßte eine ewige sein, was ein Widerspruch in sich selbst ist. Daß alles, Gott ausgenommen, einen Anfang haben muß, sagen Sie sich doch wohl selbst. Ist aber dies der Fall, wer unter uns will den Zeitpunkt dieses Anfangs bestimmen? Wer möchte sagen: ‚Es wäre besser gewesen, das Weltall wäre früher oder später geschaffen worden?‘ Sehen Sie nicht, daß dies eine müßige, unlösbare Frage ist, und daß es darauf ankommt für Sie, wie für mich, zu sehen, ob uns Jesus Christus das Heil bringt oder nicht? Und haben wir für uns selbst erst die Wahrheit erkannt, dann werden wir sie Anderen mitzuthellen suchen.

„Dies ist alles schön und gut; indeß finde ich es immerhin ungerecht, daß Gott die Heiden in ihren Sünden sterben läßt. Warum die einen retten, und die andern nicht? oder wenigstens, warum beruft er nur diese, nicht auch jene?“

Darüber weiß ich nichts; dagegen leugne ich, daß Gott darum ungerecht sei. Bedenken Sie wohl, daß uns durch Christum geschenkte Heil ist nicht eine Belohnung, sondern eine freie Gnade, die Gott den einen gewährt, den andern nicht. Hier kann also nicht von Ungerechtigkeit, nur von Bevorzugung die Rede sein.

Die Gläubigen behandelt Gott mit unverdienter Huld; sollte Ihn das nun hindern, die Ungläubigen mit Gerechtigkeit zu behandeln? — Gott ist Herr Seiner Gaben. Der Schöpfer aller Dinge ist nicht ein Mensch, welchem ein Erbe zugefallen ist, und der nun, als der bloße Verwalter der Güter, die er bekommen hat, in seinem Gewissen verbunden ist, Andern davon mitzutheilen. Dem Schöpfer ist nichts zuvor gegeben worden; Er ist darum auch niemanden etwas schuldig. Er bleibt gerecht, möge Er mehr oder weniger geben, und alles, was Er gewährt, und sei es noch so wenig, bleibt eine freie Wohlthat. Sie kennen das Gleichniß von den Arbeitern, die zu verschiedenen Tagesstunden zur Arbeit im Weinberg berufen wurden. Abends gibt der Hausvater den zuerst gekommenen den Lohn, um den er mit ihnen eins geworden ist, einen Groschen; den gegen Mittag und noch später gekommenen theilt er den gleichen Lohn zu. Darüber murren die ersten, der Hausvater aber hält ihnen mit Recht entgegen: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen? Nimm, was dein ist, und gehe hin. Ich will aber diesem Letzten geben gleich wie dir. Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen? Siehst du darum scheel, daß ich so gütig bin?“ (Matth. 20, 13.) Diese Worte deuten uns das Thun Gottes. Den Heiden verheißt Er, sie in der andern Welt nach dem Wandel zu behandeln, den sie in dieser Welt geführt haben. Sie haben ihr Gewissen als Gesetz. Thun sie Gutes, so widerfährt ihnen Gutes; thun sie Böses, so widerfährt ihnen Böses. Worin wird ihre Bestrafung bestehen? Ich weiß davon nichts; ich weiß nur, daß denjenigen unter diesen Sündern, welche zu der Erkenntniß Jesu Christi gelangen und Ihm gläubig vertrauen,

durch Ihn Vergebung und Seligkeit geschenkt wird. Sollte dies Gott hindern, gegen diejenigen gerecht zu sein, welche dieses Gnadengeschenk nicht theilhaftig werden?

„Hiernach wäre also das Heil in Jesu Christo nichts, als ein Mehr von Gnade?“

Ja, dieses Mehr von Gnade verwandelt sich aber in ein Mehr von Verdammniß für diejenigen, welche, wie Sie, diese Gnade erlangen konnten, aber sie nicht wollten.

„Ich sage Ihnen nur, es ist unmöglich, daß Gott die Heiden verdamme, weil sie Jesum Christum nicht gekannt haben.“

Ich sage es gleich Ihnen, und setze hinzu: ‚Er verdammt sie, weil sie Böses gethan haben.‘

„Wenn die Heiden nicht verdammt werden . . .“

Sie sind kein Heide.

„Die nichts wußten . . .“

Sie theilen nicht die Unwissenheit der Heiden.

„So lassen Sie mich doch von den Heiden sprechen . . .“

Nein; von Ihnen ist die Rede.

„Sie werden mir in der That unangenehm.“

Nicht ich, die Wahrheit wird Ihnen unangenehm.

„Gut, gut! Ich will nichts weiter davon wissen.“

Was Sie jetzt schon wissen, genügt vollständig, Ihnen jede Entschuldigung zu benehmen.

„Soll das etwa heißen, ich sei verdammt?“

Sie selbst müssen am besten wissen, ob Sie gesündigt, ob Sie das Evangelium von sich gewiesen haben, ob Sie auch in diesem Augenblick die Augen schließen vor dem Lichte, das ich Ihnen vorzuhalten mich bemühe. Möglicherweise ist es das letzte Mal, daß ich mit Ihnen davon spreche; es ist aber nicht das letzte Mal, daß Sie davon sprechen hören.

„Wer mir in Zukunft kommt, um mir den Kopf davon voll zu schwätzen, wie Sie, den werde ich fortzuschicken wissen!“

Doch eines Tages kommt noch einer, dem Sie wohl oder übel Gehör schenken müssen.

„Wer sollte das sein?“

Derjenige, welcher die Heiden nicht verdammt, weil sie Ihn nicht gekannt haben, der aber Sie verdammen wird, weil Sie Ihn, wenn auch nur halb erkannt, und — verworfen haben.





**Was die Leute sagen:  
„Jesus Christus war ein großer  
Philosoph;“  
und was der Herr Jesus darauf antwortet.**

---

„Ja, Jesus Christus war ein Philosoph.“

Damit wollen Sie wohl sagen, daß Er kein Gesandter Gottes war?

„In einem gewissen Sinn sind alle großen Geister Gesandte Gottes.“

Ganz wie in einem gewissen Sinne alle Menschen von Ihm herkommen; aber ich rede nicht von diesem Sinne. Ist Jesus Christus in einem besondern, ganz besondern Sinne ein Gesandter Gottes? Hatte Er eine göttliche, in der Geschichte einzig dastehende Aufgabe? Ist er ein Wesen, wie es kein zweites gibt? Oder ist Er vielmehr nur ein mehr oder weniger großer, mehr oder weniger weiser Philosoph? Das ist die Frage. Hier gilt es, sich offen und klar auszusprechen, ohne Doppelsinn und Zweideutigkeit. Wie verstehen Sie den Ausdruck, den Sie von Ihm brauchten?

„Ich wiederhole es, Jesus Christus war ein großer Philosoph; aber am Ende eben ein Philosoph, wie man deren auch sonst schon gesehen hat, wie z. B. ein Sokrates oder ein Plato.“

Diesmal haben Sie Ihre Ansicht deutlich ausgedrückt. Aber nun, Sie wollen mir sagen, was Jesus Christus war; woher wissen Sie dies?

„Aus Seiner Geschichte, die ich gelesen habe.“

Ganz recht. Seine Geschichte ist in den Evangelien enthalten. Wir wollen sie mit einander durchgehen und sehen, ob man nach ihren Berichten annehmen kann, daß Jesus Christus eben ein Philosoph gewesen ist, und nichts weiter. Vorerst mache ich Sie darauf aufmerksam, was Jesus Christus von sich selbst aussagt. Er nennt sich den eingebornen Sohn Gottes; erklärt, daß Er vom Himmel gekommen sei; Er versichert, dazu berufen zu sein, die Welt am jüngsten Tage zu richten; Er bezeugt, daß Er die Todten aufwecken werde, und endlich rühmt Er sich, Wunder zu thun. Bemerken Sie wohl: ich sage nicht, das alles sei wahr; ich lege Ihnen nur vor, was Jesus Christus von sich selbst aussagt. Ist seine Aussage gegründet, so ist Jesus viel mehr, als ein Philosoph; Er ist dann der eingeborne Sohn Gottes. Ist sie es aber nicht, so ist Er weder Sohn Gottes, noch Philosoph; Er ist dann ein Lügner . . . Für das Eine oder das Andere müssen wir uns entscheiden; ein Drittes gibt es nicht. Entweder sagt Jesus Wahrheit, oder Er sagt Unwahrheit, indem Er sich für den eingebornen Sohn Gottes, den höchsten Richter der Welt, den Heiland der Gläubigen, den Pfleger der himmlischen Güter ausgibt. Seine Behauptungen sind deutlich, seine Ansprüche klar; alles das ist entweder wahr oder falsch. Ist es wahr, so ist Christus der eingeborne Sohn Gottes; ist es falsch, so ist er ein grober Betrüger; und in diesem Falle ist Er kein Philosoph. Er ist entweder viel mehr, oder viel weniger, als ein Philosoph; nun entscheiden Sie sich für das Eine oder das Andere!

„Sie sind zu schroff. Hat Jesus nicht im Blick auf die wichtigen Zwecke, die Er verfolgte, zu fein ausgedachten Mitteln seine Zuflucht nehmen können? Um Vorschriften, die das Glück des menschlichen Geschlechts begründen sollten, annehmbar zu machen, konnte Er dieselben nicht im Namen des Himmels geben?“

Das heißt, jetzt machen Sie aus Jesu Christo einen Heuchler. — Sie wünschen, daß Ihre Kinder Ihnen gehorchen. Nun, warum sagen Sie nicht zu ihnen, daß Sie einen verborgenen Schatz besitzen, der ihnen nach Ihrem Ableben übergeben werden sollte, wenn Sie während Ihrer Lebenszeit zu Ihrer Zufriedenheit sich betragen? Warum thun Sie nicht, als hinterließen Sie ihnen in Ihrem letzten Willen ein reiches Erbe?

„Das wäre von mir unwürdig gehandelt!“

Und was würden Sie von Ihren Freunden halten, wenn dieselben unter sich ausmachten, Ihnen ein Fest zu versprechen, das sie gar nicht zu geben im Sinne hätten; wenn sie Sie zu einer Mahlzeit, aus lauter Schaugerichten bestehend, zu einem Ausflug in ein Lustschloß einladen und Ihnen ein Vermögen in falschen Wechseln überreichen würden?

„Ich würde sagen, daß sie sich über mich lustig machen.“

Warum schmücken Sie denn mit dem schön klingenden Namen eines Philosophen, eines Wohlthäters des Menschengeschlechtes diesen Jesum, der nach Ihrer Ansicht ein lügenhaftes Testament gemacht hat, der Seine Jünger berufen hat, um sie in einen eingebildeten Himmel einzuladen, der ihnen die Verheißung des ewigen Lebens gibt, eine Verheißung, die so wenig erfüllt werden kann, als ein falscher Wechsel eingelöst wird?

„Wenn aber Jesus nicht darauf gerechnet hat, die Menschen im Himmel selig zu machen, so hat Er doch

im Auge gehabt, sie auf Erden glücklich zu machen durch den Glauben, die Hoffnung und durch die Ausübung der Tugenden, die Er ihnen anempfahl.“

So wäre Er darum nicht weniger ein Heuchler, und obendrein ein Thor.

„Wie so?“

Nicht wahr, Sie nehmen an, Jesus Christus habe die Menschen dadurch auf Erden glücklich machen wollen, daß Er sie ein himmlisches Leben erwarten ließ, über das Er aber nicht verfügen konnte?

„Ja.“

Sie denken also, um die Menschen für die Gegenwart zu beglücken, genüge es, daß man sie an ein Glück glauben mache, das ihnen in der Zukunft zu Theil werden soll?

„Ja.“

Das genüge auch, um sie zur Ausübung der christlichen, für die menschliche Gesellschaft so nützlichen Tugenden zu bewegen?

„Ganz so.“

Was würden Sie sagen, wenn Jesus Christus mit aller Seiner philosophischen Geschicklichkeit niemanden überzeugen könnte?

„Aber . . .“

Was würden Sie weiter denken, wenn, statt zur Ausübung der christlichen Tugenden Lust und Kraft zu geben, Er nur dazu käme, leere Trugbilder von solchen zu verbreiten?

„Das ist nicht der Fall. Eben darum ist Christus ein großer Philosoph, weil es Ihm gelungen ist, die Menschen zu überzeugen.“

Ei! Sie sehen doch das Gegentheil davon, da Er Sie selbst nicht überzeugt hat. Er gibt sich für den Sohn Gottes aus, und Sie haben entdeckt, daß Er es nicht war. Er verheißt den Himmel, und Sie haben herausgefunden, daß Er gar nicht über einen

solchen zu verfügen hat. Er behauptet, Wunder zu thun, an welche Sie nicht glauben. Bei Ihnen ist es also Jesu nicht gelungen, so wenig als bei der Menge von Ungläubigen, mit welchen Sie täglich verkehren. Wenn Jesus Christus nicht geschickt genug gewesen ist, um Sie zu überzeugen, der Sie doch (entschuldigen Sie meine Freiheit) gerade kein Genie sind, bei wem wird Ihm Seine Täuschung gelingen? Bei niemand, einige Schwachköpfe ausgenommen! Und da lohnte es sich wohl der Mühe, Ihn um eines solchen Erfolgs willen für einen großen Philosophen zu halten! — Nein, ich wiederhole es noch einmal, wenn Jesus sich fälschlich für den Sohn Gottes ausgegeben hat, so ist Er ein Betrüger, und kein Philosoph. Wenn Er durch einen frommen Betrug den Grund zu dem Glück des menschlichen Geschlechtes legen wollte, so ist Er kein großer Geist. Ist es ihm doch nicht gelungen, auch nur einen Menschen, wie Sie, zu täuschen! Man muß also das Eine oder das Andere annehmen: entweder ist Jesus viel mehr, oder viel weniger, als ein Philosoph; viel mehr, wenn Er die Wahrheit gesagt, viel weniger, wenn Er Lüge geredet hat. Entscheiden Sie sich!

„Indessen . . .“

Nun?

„Man kann sich selbst täuschen und in gutem Glauben den Irrthum lehren.“

Ja; dadurch aber, daß man sich selbst täuscht und zugleich seine Schüler auf Irrwege leitet, wird das, was man lehrt, nicht Wahrheit. Der gute Glaube verwandelt den Irrthum nicht in wahre Weisheit, und eben weil Sie Jesum für einen, der sich selbst betrogen hat, halten, kann Er unmöglich ein großer Philosoph sein.

„Weil man sich in einem Punkte täuscht, muß man sich darum noch nicht in allen Punkten täuschen.“

Es ist wahr, man kann in der Philosophie, wie in der Geschichte und in andern Wissenschaften Irrthum und Wahrheit vermischen. Aber meinen Sie, man könne sich irren, wenn es sich darum handelt, zu sagen, wer man sei? — Zum Beispiel, wie heißen Sie?

„Hohl, wie Sie wissen.“

Woher sind Sie gebürtig?

„Aus Arau.“

Was ist Ihr Vater von Profession?

„Färber.“

Nun meinen Sie wirklich, daß Sie sich je so sehr irren könnten, zu sagen: Ich heiße Dswald, ich bin aus Basel, und mein Vater ist Bankier?

„Nein.“

Meinen Sie, daß Sie sich je so sehr täuschen könnten, zu sagen: Ich habe das Schießpulver und die Dampfmaschinen erfunden?

„Sie scherzen.“

Nein, ich spreche ganz im Ernst. In so einfachen Dingen täuscht man sich nicht; da spricht man entweder wahr, oder man lügt. Wenn also Jesus gesagt hat: ‚Ich bin der eingeborne Sohn Gottes, Ich bin vom Himmel herabgekommen, Mein Vater ist der Schöpfer der Welt,‘ so kann das nicht ein bloßer Irrthum von Ihm gewesen sein. Entweder Er hat gelogen, oder die Wahrheit gesagt. Wenn Sie aber durchaus einen Philosophen aus Ihm machen wollen, so behandeln sie Ihn auch als einen solchen. Sokrates, Plato, Aristoteles haben gesagt: ‚Wir sind Menschen.‘ Jesus hat gesagt: ‚Ich bin der Sohn Gottes.‘ Warum glauben sie Ihm nicht, während sie doch jenen Männern glauben? Ihn in diesem Stück den Glauben verweigern, das heißt, Ihn nicht als Weisen, sondern als Lügner behandeln. Will ich mich an

Jesu Worte über sich selbst halten, so kann ich aus diesem einfachen Gedankengang nicht heraus kommen.

Nun aber lassen Sie uns einen prüfenden Blick auf Sein Thun werfen. Ich will mich nicht damit aufhalten, Sie die Sittenlehre Jesu Christi bewundern zu lassen. Weiß ich doch, daß Sie dieselbe schon zuvor bewundern, und daß Sie von Herzen bereit sind, mit den Ungläubigen aller Zeiten zu sagen: ‚Es hat nie kein Mensch also geredet, wie dieser Mensch.‘ (Joh. 7, 46.) Auch von Seinen Wundern will ich jetzt nicht mit Ihnen sprechen; diese bilden ja gerade zwischen Ihnen und mir den streitigen Punkt. Nur von Seinem Lebenswandel will ich reden, und denselben mit dem der alten und neuen Philosophen vergleichen. Jesus Christus hat ausgezeichnete Vorschriften gegeben, die Philosophen auch. Er hat gesagt: ‚Seid gerecht, keusch, barmherzig.‘ Die Philosophen haben dies auch gesagt. Bis zu diesem Punkt lassen sich die Philosophen mit Jesu Christo zusammenstellen; aber von da an beginnt der Unterschied. Die Tugenden, welche Jesus Christus Andern anempfahl, hat Er selbst ausgeübt. Diejenigen, welche die Philosophen angepriesen haben, hat nicht Einer von ihnen zur That gemacht. Seneka hat über die Vortheile der Armut an einem goldenen Tische geschrieben. Cicero hat gegen die falschen Gottheiten geeifert, und dabei das Gewand eines Vogelschauers getragen. Sokrates hat die Keuschheit anempfohlen; von dem, worin er ein Vergnügen fand, darf man nicht reden. Rousseau hat ein schönes Buch über die Erziehung der Kinder geschrieben; seine eigenen Kinder aber hat er ins Findelhaus bringen lassen. Voltaire hat über die Messe sich lustig gemacht; das hat ihn nicht abgehalten, das Abendmahl zu nehmen, um sich später seiner Heuchelei zu rühmen. Ich will keine weitem

Beispiele anführen; ich stehe nicht an, zu behaupten, daß die Philosophen im Allgemeinen Gutes gefordert und Böses gethan haben. Gibt es unter ihnen einen einzigen, der an die Zeugen seines Lebens die herausfordernde Frage richten dürfte: ‚Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?‘ (Joh. 8, 46.) Dieses Wort, das kein Philosoph nachzusprechen wagen darf, hat Jesus ausgesprochen, ohne daß Er widerlegt worden wäre. Die vier Evangelisten, welche Sein Leben berichten, tragen so sehr das Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß, nachdem man sie gelesen hat, die Ueberzeugung Raum gewinnen muß, ihr Held habe gelebt, und so gelebt, wie sie ihn darstellen: zugleich demüthig und erhaben, sanftmüthig und furchtlos, leutselig gegen die Armen und scharf gegen die Hochmüthigen; ein Tischgenosse der Zöllner, ein Richter der Pharisäer; von Almosen lebend, ohne Ruhestätte für Sein müdes Haupt; jetzt die große Menge lehrend, und dann wieder einer armen Witwe sich annehmend; keinen Menschen für so gering achtend, daß Er ihn verachtet, keinen für so groß, daß Er ihn gefürchtet hätte. Den Sadducäern, welche Ihm Fallen stellen, antwortet er mit aller Ruhe, nicht um sie zu beschämen, sondern um sie zu belehren; den Priestern, die ihn richten, hält er nicht den Widerspruch der falschen Zeugen entgegen, was Ihn hätte retten können, sondern das Zeugniß, daß Er Gottes Sohn sei, was das Todesurtheil über Ihn bringen muß. Früher hatte Er die Vorschrift gegeben: ‚So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar‘ (Matth. 5, 39.); heute geht Er mit dem Beispiel voran, indem Er mit würdevoller Ruhe zu dem Diener, der ihm einen Backenstreich gibt, sagt: ‚Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei‘ (Joh. 18, 23.). Derselbe Jesus, welcher dem Pilatus antwortet: ‚Mein



Reich ist nicht von dieser Welt,' verschmäht die Krone aus den Händen des Volkes, und tadelt den Jünger, der zu seines Herrn Vertheidigung das Schwert nimmt. Auf dem Berg hatte Er zu dem Volk gesprochen: ‚Bittet für die, so euch beleidigen;‘ auf Golgatha bittet Er für Seine Henker: ‚Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun‘ (Luk. 23, 34.). Jerusalem hat Seine Ermahnungen verschmäht, Seine Person von sich gestoßen; im Angesichte der undankbaren Stadt weint Er über sie und ruft: ‚Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen‘ (Luk. 19, 42.). Kann ich zu Ihnen, die Sie ja nicht an die Schrift glauben, von Seinem Tod auch nicht als einem Veröhnungstod reden, so müssen Sie doch ein freiwilliges Sterben darin erkennen. Um nur von den einfach geschichtlichen Angaben der Evangelien auszugehen, so müssen Sie anerkennen, daß Jesus Sein Leben daran wagte, um das Volk zu lehren, und daß Er in der Stunde der Entscheidung es verschmäht hat, durch einen Widerruf Sein Leben zu erhalten. Vergleichen Sie in dieser Hinsicht Jesus und Sokrates. Der Philosoph konnte, ohne zu lügen, seinen Glauben an einen einzigen Gott nicht leugnen; wäre Jesus nichts weiter, als ein Philosoph, gewesen, so hätte Er, ohne zu lügen, den Namen des Sohnes Gottes zurücknehmen können. Sokrates hatte zu seiner Vertheidigung weder das Volk, noch mächtige Freunde; Jesus verschmäht, um Seine Sache zu halten, sowohl das Schwert Seiner Jünger, als auch die Begeisterung des Volkes, welches, des Joches der Römer müde, Ihn gerne zum Könige gemacht hätte. Weder auf Seine Jünger, noch auf das Volk hat Jesus sich stützen wollen; wie ein stummes Schaf ist Er hingegangen, und hat sich dem Schlächter ausgeliefert!

Ein ungläubiger Schriftsteller hat es besser gesagt, als es mir möglich ist; hören Sie Rousseau, wie er Sokrates und Jesum Christum mit einander vergleicht: „Ist es möglich, daß derjenige, dessen Geschichte uns das Evangelium berichtet, nur ein Mensch sei? Ist das der Ton eines Schwärmers oder eines ehrgeizigen Sektirers? Welche Sanftmuth und Sittenreinheit! welche rührende Anmuth in Seinen Lehren! welche Erhabenheit in Seinen Grundsätzen! welche tiefe Weisheit in Seinen Unterredungen! welche Geistesgegenwart, welche richtiges, feines Gefühl in Seinen Antworten! welche Macht über Seine Leidenschaften! Wo ist der Mensch, wo ist der Weise, welcher ohne Schwachheit, wie ohne Gepränge, handeln, leiden und sterben kann! Welches Vorurtheil, welche Verblendung gehört nicht dazu, um den Sohn des Sophroniskus mit Mariens Sohn zusammen zu stellen? Wie himmelweit sind beide von einander verschieden! Sokrates stirbt ohne Schmerz und Schmach, und hat keine große Mühe, in seiner Rolle bis zu seinem Ende zu bleiben. Hätte dieser leichte Tod nicht sein Leben so ehrenvoll geschlossen, so könnte man zweifeln, ob Sokrates mit all seinem Geiste für etwas Anderes, als nur für einen Sophisten zu halten sei. Woher aber unter Seinem Volke hatte Jesus diese erhabene und reine Sittenlehre genommen, die nur Er gepredigt, nur Er geübt hat? Mitten unter dem wüthendsten Fanatismus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfalt der heldenmüthigsten Tugenden glänzte über dem niederträchtigsten aller Völker. Der Tod des Sokrates, welcher in aller Ruhe mit seinen Freunden bis zum letzten Augenblick sich unterredet, ist der sanfteste, den man sich wünschen kann. Der Tod Jesu, der unter Qualen, von einem ganzen Volke beschimpft, verhöhnt, verflucht, den Geist aufgibt, ist der schrecklichste, vor

dem uns grauen kann. Indem Sokrates den Giftbecher nimmt, segnet er den Mann, der ihm unter Thränen denselben reicht; Jesus bittet mitten unter der Pein eines entsetzlichen Todes für Seine ergrimmten Henker. Ja, wenn das Leben und Sterben des Sokrates das eines Weisen ist, so ist Jesu Leben und Sterben das eines Gottes.' —

Genügt Ihnen indeß die Geschichte Jesu Christi nicht, um über die Frage: „Ist er ein Philosoph oder ein Gesandter Gottes?“ ins Reine zu kommen, so gibt es ein Mittel, um die Frage ein für allemal zur Entscheidung zu bringen. Vergleichen Sie den Erfolg Seines Werkes mit dem Erfolge, welcher das Wirken der größten Geister gehabt hat. Welches sind heutiges Tages die Früchte der Weisheit eines Sokrates und Plato? Wo finden Sie, ich sage nicht, eine Nation, sondern auch nur eine Stadt, nur eine Familie, die sich nach Sokrates oder Plato nennt? Kennen Sie einen Menschen, der nach den Vorschriften des Aristoteles sein Leben einrichtet? Hat Epikur einen einzigen Heiden sittlich gebessert? Seneka einen einzigen Armen getröstet? Rousseau nur einen Kranken innerlich gestärkt? Voltaire nur einem Sterbenden Heil gebracht? Wohl hat man Schulen gegründet, Akademien eröffnet, um ihre Sätze und Ansichten zu erörtern; allein wer hat je, nachdem er den Hörsaal verlassen, daran gedacht, ihre Weisheit ins wirkliche Leben einzuführen? Man würde dem ins Gesicht lachen, der eine Versammlung in Mark Aurels oder Cicero's Namen zur Geduld oder Nächstenliebe ermahnen wollte; und wenn man es im Namen Rousseau's und Voltaire's versuchte, so würde die gesamte Zuhörerschaft Anstoß daran nehmen. Heutzutage greift man unter dem Volke zur Weltweisheit, nicht um der Tugend Eingang zu verschaffen,

sondern um sich von ihr loszumachen; aus ihr leitet man nicht Sittenreinheit, sondern die Freiheit oder vielmehr Zügellosigkeit der Sitten ab. Das bloße Wort „Evangelium“ dagegen verbreitet einen solchen Dufte von heiligem und reinem Wesen um sich, daß man vermeidet, es in den Mund zu nehmen. Man fühlt, daß es zu etwas verpflichtet. Man fühlt, daß es Jesu Christo mit Seiner Sittenlehre ein rechter Ernst ist; in der That ein solcher Ernst, daß Er die Welt umgewandelt hat. Dreihundert Millionen Menschen nehmen den Namen „Christen“ für sich in Anspruch. Auf Tausenden von Kirchen erhebt sich das Kreuz; unter den Wilden, wie bei den gebildeten Völkern wird das Evangelium geachtet. Königen dienen Seine Worte als Stütze, Bettler bitten in Jesu Christi Namen um Almosen. Der Name eines Christen ist ein Ehrentitel geworden; selbst der Ungläubige ist unwillig, wenn man ihm denselben abspricht. In der ganzen Welt gibt es nicht eine Stätte, in der man auf Aufklärung Anspruch macht, nicht eine Nation, die dem Fortschritt huldigt, die sich nicht eine christliche nennt. Die Völker, welche bis auf diesen Tag in den Dingen und Gütern des äußern Lebens eine Art Bildung, freilich ohne die sittlich umwandelnde Kraft der wahren Bildung, bewahrt haben, wie die Türken, Judier, Japanesen und Chinesen, fangen an, an ihrem eigenen Glauben irre zu werden, und dem Evangelium die Thore zu öffnen. Wie sollte also ein Vergleich möglich sein zwischen Philosophen, die nur einige Blätter mit wohlredenden Worten hinterlassen haben, und zwischen Jesu Christo, der, ohne auch nur eine Zeile zu schreiben, die Welt umgewandelt, eine Gemeinde geheiligt, und die Menschheit unter Sein Kreuz versammelt hat? Ich weiß wohl, daß auch Andere sich Abgesandte Gottes genannt, daß sie Erfolg gehabt, daß sie ihrem Koran,

ihren Weba's Völker unterthan gemacht haben. Allein die Zahl an sich ist nichts; was ihr erst einen Werth gibt, sind die angewandten Mittel und die errungenen Erfolge. Möge man sagen, daß es Millionen Kannibalen gibt, die eine Schlange anbeten, — diese Millionen machen nicht, daß diese Schlange ein Gott ist. Möge man mir verkündigen, ein Krieger lasse sich von den unterworfenen Völkern göttliche Ehre erweisen; — das beweist nicht, daß der Sieger wirklich vom Himmel herabgekommen ist. Die Unwissenheit dort, das Schwert hier erklärt, wie es zur göttlichen Verehrung des Wurmes und des Eroberers kam. Ja, wenn aus diesen Kannibalen milde und barmherzige Menschen geworden wären; wenn dieser Krieger nicht der Gewalt des Schwertes, sondern der Gewalt des Wortes sich bedient hätte, so würden mich dort die gewonnenen Erfolge, hier die angewandten Mittel mit Bewunderung erfüllt haben. Daß aber Muhammeds Schwert ein zahlloses Volk verbummter Fanatiker gemacht hat, beweist nicht dasselbe, wie das Evangelium Jesu Christi, das die gebildeten Griechen, die mächtigen Römer und die barbarischen Germanen für sich gewann; um sie zu einem Volk von Brüdern zu verschmelzen. Die christlichen Nationen sind nicht nur die tüchtigsten auf dem Erdboden, sondern auch die einzigen, die in sittlicher Beziehung etwas werth sind. Dies die Erfolge, die durch Jesum Christum gewonnen sind. Sind sie das Werk eines Menschen oder eines Gottes?

Wenn wir nun noch diesen Jesum näher kennen lernen könnten, nicht nur nach Seinem Wandel auf Erden, auch nicht bloß nach dem Einfluß, mit welchem Er auf die Welt wirkt, sondern wenn wir auf den Grund Seiner Seele sehen dürften, und Seine zarte Liebe für Seine Freunde, Seine Hingabe für

Seine Apostel, Seinen Gehorsam gegen Seinen Vater anschauen, wenn es uns vergönnt wäre, in das liebende Herz dessen zu bringen, der gesagt hat:\*) ,Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester und Mutter. — Ich bin ein guter Hirte und lasse mein Leben für die Schafe. — Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet. Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete. Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid, denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid; denn alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kund gethan. — Ver-  
net von mir, denn ich bin sanftmüthig und von ganzem Herzen demüthig;‘ — wenn wir solche Worte in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen wüßten, wie: ,So jemand will meines Vaters Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei‘ (Joh. 7, 17.), oder wie jenes: ,Das Licht ist in die Welt gekommen, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht. Denn ihre Werke waren böse‘ (Joh. 3, 19.); — o, alsdann, weit entfernt von der Anmaßung, Jesum Christum richten zu wollen, würden wir uns von Ihm richten lassen. Wir würden dieses richtende Wort auf uns anwenden, um alsdann als bußfertige Sünder auch die Worte des Heiles für uns nehmen zu dürfen: ,Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen. Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage‘ (Joh. 6, 37. 40.).

Es mag leicht sein, lieber Leser, daß die wenigen und kurzen Seiten, die dein Blick soeben durchflogen

---

\*) Matth. 12, 50. Joh. 10, 12. 13, 34. 15, 12. 13. 14. 15. Matth. 11, 29.

hat, keine Macht haben, dich von einer Wahrheit zu überzeugen, die auf nichts Geringeres Anspruch macht, als darauf, dein ganzes Leben zu beherrschen. Aber vielleicht genügen sie doch, um dich zu einer näheren Beschäftigung mit dieser Frage zu veranlassen. Das Eine vergiß nicht, daß es sich hier nicht um ein bloßes Wissen handelt, das man je nach Willkür treiben oder bei Seite liegen lassen kann. Hier handelt es sich um eine Lebensfrage, die jeden angeht, um das Heil seiner Seele. Verne Jesum Christum immer inniger kennen, indem du Sein Evangelium liesest und wieder liesest; dann wirst du dich bald überzeugen, daß Er, der in Niedrigkeit geboren wurde, in Armut lebte und am Kreuze starb, die Welt nicht hat umwandeln können, ohne daß der Schöpfer selbst mit Ihm war; daß Jesus Christus nicht ein Philosoph ist, sondern daß Er derjenige ist, welchen Gott der Vater in die Welt gesandt und versiegelt hat. (Joh. 6, 27.)



Was die Leute sagen:  
„Ich thue mein Möglichstes;“  
und was der Herr Jesus darauf antwortet.

Ein Landgeistlicher, Herr Hartwig, dem es sehr zu Herzen gieng, daß seine Predigten bei seinen Pfarrkindern nicht bessere Früchte trugen, machte sich eines Sonntags früh Morgens auf den Weg, um einige Besuche zu machen. Er sprach zuerst bei dem Schulmeister ein, dem er auf zarte Weise seine Pflicht zu Gemüthe führte, auf den Unterricht der ihm anvertrauten Kinder die größte Sorgfalt zu verwenden. Der Lehrer war ganz damit einverstanden, und ohne sich zu entschuldigen oder zu vertheidigen, schloß er mit den Worten: „Herr Pfarrer, ich thue mein Möglichstes.“ Darauf hatte dieser nichts zu erwidern und gieng weiter seinen Weg.

Der zweite Besuch galt dem Feldschützen. Nachdem er mit diesem eine Weile über das schöne Wetter und über den Regen geredet hatte, kam der Pastor auf einen geordneten Lebenswandel zu sprechen, wie sich eines solchen jeder Mensch im Allgemeinen, und jeder, der ein Amt habe, im Besondern beflüssigen soll. Der Hieb saß, und nach einer Menge von mehr oder weniger befriedigender Auseinandersetzungen schloß der Feldschütze mit denselben Worten: „Was mich anbe-



„Sagt, Herr Pfarrer, ich thue mein Möglichstes; Gott wird das Uebrige thun.“ Was ließ sich füglich darauf antworten? Nichts. Und das war denn auch die Antwort unseres Herrn Pfarrers.

Gesenkten Hauptes schritt er weiter und überlegte bei sich selbst, ob er wohl einem begegnen würde, der nicht sein Möglichstes thue, damit er ihn ermahnen könnte, es besser zu machen. Da stieß er auf Meister Peter, der, einen Rechen in der Hand, des Weges kam.

„Wohin des Weges, daß Ihr Euren Rechen bei Euch habt? frug der Geistliche.“

„Auf meine Wieje,“ war die Antwort. „Und Sie, Herr Pfarrer?“

„In die Kirche, wo Ihr auch hingehen solltet.“

„O! der Regen droht, und ich habe noch Heu draußen, das unter Dach muß.“

„Aber, Peter, es ist heute Sonntag; macht lieber, daß Ihr unter Dach kommt. Es wäre besser, Ihr laßt das Heu verfaulen, als Eure Seele.“

„Zweifelsbohne, Herr Pfarrer; aber jeder macht's, wie er kann.“

„Ihr wollt sagen, wie er mag?“

„Nicht doch. Ich versichere Sie, wenn ich Sonntags nichts zu thun habe, so bin ich unter den Ersten, die sich vor der Kirche einfänden!“

„Vor der Kirche?“

„O, zuweilen trete ich wohl auch ein, aber immer kann man doch nicht bei der Predigt sein; jeder thut sein Möglichstes.“

Der Grund ließ keinen Einspruch zu; Hartwig wußte aus Erfahrung, daß nach diesem Worte durch kein Zureden mehr etwas zu gewinnen war, und so gieng er weiter seines Weges.

Nach der Predigt, in welcher einige Weiber, etliche Kinder und ein paar alte Männer gewesen waren,

rebete er beim Hinausgehen einen der Lehrern an, und fragte ihn:

Guter Alter, habt Ihr mich gehört?

„Ja wohl.“

Habt Ihr mir auch zugehört?

„Ein wenig.“

Und mich verstanden?

„Nicht viel.“

Glaube es schon, Ihr schließt recht gut.

„Was wollen Sie machen? man ist nicht mehr jung.“

Das ist wahr; so lange man jung ist, schläft man nicht in der Kirche, in die man nicht viel geht, auch nicht in der Schenke, in der man trinkt.

„Oh, ich für meinen Theil, ich habe mir nichts vorzumerfen, ich bin kein Säufer; ich habe vier Kinder aufgezogen, und nie jemand Unrecht gethan.“

Wiel Ihr hättet nie etwas Böses gethan?

„Oh, ein Heiliger will ich nicht sein! aber doch thue ich mein . . . .“

Ja, ja, ich weiß schon; Ihr thut Euer Möglichstes. Nicht wahr?

„Der Herr Pfarrer haben mir das Wort aus dem Munde genommen.“

Wie der Leser sieht, that jedermann in dem Dorfe sein Möglichstes. Bei dem allem fehlten die Kinder in der Schule. Sonntags wurde gearbeitet, Montags getrunken, und unter Faustschlägen politisirt. Während des übrigen Theils der Woche wurde Abends der liebe Nächste durchgehohlet, und Morgens hatte dann der Friedensrichter die Streitigkeiten zu schlichten. Dabei gab es Haß zwischen Nachbarn, Zank zwischen Verwandten, Händel mit diesem Dorf, Erbitterung gegen jene Gemeinde, und dies alles an einem Orte, wo jeder sein Möglichstes that.

Montags früh erneuerte der Pastor seinen Besuch bei dem Schullehrer und sprach mit ihm über die Schulkinder.

„Ergfaulenger,“ sagte der Lehrer, „Laugenichtsersten Ranges! Mit diesen Tagdieben läßt sich auch gar nichts machen: der eine lügt Ihnen mit frecher Stirne etwas vor, der andere stiehlt Ihnen eine Feder; dieser läßt sich seine Aufgabe von einem andern machen; die eine Hälfte versäumt die Schule, und was noch schlimmer ist, die andere Hälfte kommt und zahlt mir nichts. Ach, Herr Pfarrer, in was für einer Welt leben wir doch!“

Ja wohl, in einer Welt, von der auch wir beide ein Theil sind.

„Sieh da!“ rief plötzlich der Schullehrer, „dort geht Meister Peter mit dem Feldschützen! Sie gehen mit einander auf die Jagd. Jeder ist mir noch das Schulgeld für mehrere Monate schuldig. Sie sollten mit ihnen darüber reden, Herr Pfarrer!“

Meister Peter und der Feldschütze hatten eine so lebhafteste Unterhaltung mit einander, daß sie, ohne jemand wahrzunehmen, vorübergegangen wären, wenn Hartwig sie nicht aufgehalten hätte.

Wohin so eilig? fragte er sie.

„Ach, Herr Pfarrer,“ antwortete Meister Peter, „Diebe, nichts als Diebe gibt es in dieser Welt.“ „Und Wilderer.“ fügte der Feldschütze bei.

„Ja,“ nahm Meister Peter wieder das Wort, „Diebe, die euch meinen Obstgarten so nackt ausplündern, wie die flache Hand.“

„Und Wilderer,“ fuhr der Schütze fort, „die Drohungen genug ausstoßen gegen einen Mann, der seine Pflicht thut.“

„Denken Sie sich, vorige Nacht sind sie über meine Mauer gestiegen, auf die Bäume hinaufgeklet-

tert und haben da auf meinen Apfel- und Birnbäumen Ernte gehalten. O, über die schändlichen Räuber! Man weiß nicht mehr, wem man trauen soll. Wie ehemals, sollte man sie alle hängen, die frechen Dbst . . .“

„Diebe, nicht wahr? Und was würden Sie erst dazu sagen, wenn einer pflichtschuldigen Anklage wegen nach Ihnen geschossen worden wäre? O, die Schurken! ich hoffe, sie werden wenigstens zehn Jahre Zuchthaus bekommen. Ich will es ihnen in meiner Eingabe einbrocken!“

Noch war es weder dem Pastor, noch dem Schullehrer möglich gewesen, die beiden Männer, die sich so vereiferten, mit einem Worte zu unterbrechen, als der alte Mann, der eifrige Kirchenschläfer, herzutrat.

„Ach, ach! Herr Pfarrer, in was für einer Welt leben wir!“

Was gibt es denn?

„Ach, meine Kinder, die mir den Stuhl vor die Thüre setzen!“

Wie so?

„Mein Sohn sagt zu mir: Geh zu deiner Tochter! und meine Tochter sagt mir mit süßsaurem Gesicht: Wärst du nicht lieber bei deinem Sohne? Und um mich zu überzeugen, daß ich es bei dem andern besser hätte, thut jedes sein Möglichstes, daß es mir bei ihm schlecht gehe. Ach, die Kinder, die Kinder! So wars zu meiner Zeit nicht. Wenn ich zu ihnen sage: Setzt mir ein Gewisses an Geld aus, so antworten sie: sie haben keines. Welche Undankbarkeit! Habe ich sie doch lange Jahre hindurch ernährt! O Herr Pfarrer, in was für einer Welt leben wir!“

Mein lieber Mann, in der Welt unserer Väter und ihrer Kinder; in der Welt, da man Pfarrer,

Schullehrer, Bauern und Feldschützen findet; in der Welt . . . .

Hartwig merkte jetzt, daß er ein Prediger in der Wüste sei. Die drei hatten sich davon gemacht; nur der alte Mann war geblieben, und hatte sich um seiner Schwachheit willen auf der Bank vor dem Schulhause niedergelassen. Der Schulmeister aber zog es, wie immer, so auch diesmal vor, seinen Buben den Text zu lesen, statt selbst eine Predigt anzuhören.

Der alleingelassene Pfarrer setzte sich neben den Alten, und bemühte sich, ihn zu trösten. Der aber weinte die hellen Thränen und wollte nichts von Trost wissen; was er wünschte, war, daß der Pfarrer seinen Kindern eine Strafpredigt halten sollte. Dieser Gedanke des Mannes gab Herrn Hartwig einen andern ein. Er versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, wenn er selbst einen Gang durch das Dorf machen und die Leute auffordern wolle, am nächsten Sonntag gewiß in die Predigt zu kommen. Der Greis war es zufrieden, und so kam es, daß am Sonntage darauf zur Stunde der Predigt die Kirche voll war. Der Pfarrer bestieg die Kanzel und redete etwa folgendermaßen:

Meine Freunde, diese Welt ist für mich ein Räthsel, zu dessen Lösung ihr mir helfen sollt. Wende ich mich an die Bewohner dieses Dorfes mit der Frage nach ihrem Wandel, so antworten mir alle: Ich thue mein Möglichstes. Frage ich aber dieselben Personen nach ihren Mitbürgern, so nimmt das Klagen kein Ende. Alle sagen mir, die andern seien Diebe, Böshafte, Faulenzer, Undankbare; die Welt liege im Argen, man könne sich auf niemanden, nicht einmal mehr auf seine Freunde, ja nicht einmal auf seine Kinder verlassen. Wie kommt es, daß ein jeder, wenn er von sich selbst redet, sein Möglichstes thut, daß aber die Andern,

wenn er von ihnen rebet, so schlimm als möglich es treiben? In welchem Falle täuscht man sich? Dann, wenn man über sich selbst urtheilt, oder wenn man über seine Nachbarn urtheilt? Ich sehe nur eine Möglichkeit, diese zwei Meinungen, die aus einem Munde kommen, in Einklang zu bringen. Ich muß annehmen, daß das möglichst Gute eines jeden nicht viel werth ist. Jeder thut sein Möglichstes, das mag wahr sein; aber jeder thut Böses. Ist dem nicht so? Nach euren Gesichtern zu urtheilen, seid ihr mit meiner Erklärung nicht zufrieden. Was bedeuten denn aber die Worte, die ich überall zu hören bekomme: Ich thue mein Möglichstes? Sollte darin wohl das Geständniß liegen, daß man Böses thut, und nicht ermahnt sein will, es besser zu machen? Ist diese Rede ein Mittel, dem Prediger den Mund zu schließen? Heißt es im Grunde nicht: „Ich thue, was ich thue, ich mag mich nicht ändern; und damit Sie mich nichts mehr zu fragen haben, erkläre ich, daß das, was geschieht, alles ist, was ich thun kann. Ich thue mein Möglichstes.“ Ja, ich glaube, es soll für den Augenblick eine Entschuldigung sein. Denn in Betreff seiner Vergangenheit wird niemand zu sagen wagen: „Ich habe nie Böses gethan.“ Für die Zukunft wird man ebenso wenig gut stehen und behaupten wollen: „Ich weiß gewiß, daß ich immer das Gute thun werde.“ Was man wenigstens retten will, ist die gegebene Stunde, und um darüber Herr zu bleiben, sagt ein jedes: „Ich thue mein Möglichstes.“

Nun laßt uns einmal sehen, was dies möglichst Gute ist. Laßt es uns prüfen im Spiegel des göttlichen Gesetzes. Halten wir uns nur einmal an die zehn Gebote!

Da heißt es vor allem: „Ich bin der Herr dein Gott; du sollst keine andern Götter

neben mir haben.' Wohl weiß ich, daß keines unter euch ein hölzernes oder steinernes Götzenbild anbetet, wie die Heiden. Allein die Anbetung besteht nicht darin, daß man sich auf die Kniee wirft, Worte murmelt oder Weihrauch anzündet. Gott anbeten, heißt, Ihn allen Dingen vorziehen, an Ihn denken, von Ihm sprechen, Ihn lieben und Ihm gehorchen. In diesem Sinne nun, habt ihr keine andern Götter, als Gott allein? Das, woran ihr am häufigsten denkt, wovon ihr am meisten sprecht, seid nicht ihr selbst es? Was ihr am meisten liebt, ist das nicht euer Feld, euer Vieh, euer Geld? Wem gehorcht ihr? Gott oder eurem Vorthheil? Wenn man euch tausend Thaler böte, würdet ihr euch weigern, dafür vor einem Götzenbilde niederzufallen, oder eine kleine Lüge zu sagen? Nein, nein! mit beiden Händen würdet ihr zugreifen, beide Kniee beugen und dabei noch behaupten, ihr liebet Gott mehr, als den Mammon; ihr handelt nur so, nicht euret, sondern eurer Familie wegen, was zwei Lügen statt einer wären. Saget an: Ist dies das möglichst Gute, das ihr thun könnet?

Laßt uns zu einem andern Gebote übergehen. 'Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen.' Ihr habt sicherlich nie vor Gericht einen falschen Eid geschworen; sonst säßet ihr heute im Gefängniß. Habt ihr aber darum Gottes Namen nie mißbraucht? indem ihr ihn beim Gespräch in den Mund nehmt, indem ihr ihn mit Flüchen, mit Lästerungen, mit falschen Versprechungen vermengt? Wenn ihr nie flucht, von wem haben es dann eure Kinder gelernt? Sie fluchen ja schon auf den Straßen und Gassen. Ihr gebet also ein Beispiel von Flüchen und Lästerung; ist das das möglichst Gute, das ihr thun könnt?

Ein anderes Gebot lautet: ‚Gedenke des Sabbatages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken. Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn deines Gottes, da sollst du kein Werk thun.‘ Ich will euch nicht fragen, ob ihr jemals am Sonntag gearbeitet habt; denn ich weiß es, ihr habt es gethan, und zwar zwei und fünfzig Mal im Jahre. Doch eine andere Frage will ich an euch richten. Dieser Tag ist ausgedehnt für den Besuch der Kirche; habt ihr ihn nicht dem Besuch des Wirthshauses gewidmet? Habt ihr nicht aus diesem Tag, daran ihr Gott dienen sollt, den Tag gemacht, an welchem ihr eurer Lust dienet? Ist es nicht der Sonntag, auf den ihr am liebsten die Tisch- und Tanz- und Spielgesellschaften, die Vergnügungen des Theaters, die Werke der Finsterniß verleget? Habt ihr nicht aus dem Tag des Herrn des Teufels Tag gemacht? Ist dies das möglichst Gute, das ihr thun könnet?

Ich gehe weiter: ‚Ehre Vater und Mutter!‘ Ihr Eltern, antwortet selbst: Haben euch eure Kinder immer geehrt? —

Bei diesen Worten machte der alte Mann eine Bewegung, als ob er aufstehen und sprechen wollte. Sein Sohn und seine Tochter ließen die Köpfe hängen. Der Prediger gab dem Alten ein Zeichen, still sitzen zu bleiben, und fuhr dann also fort: Euch frage ich, ihr Eltern, ich frage euch, haben euch eure Kinder stets geehrt? Hört man euch nicht oft klagen: O, die Kinder, die undankbaren Kinder! man thut alles für sie, man scheut keine Mühe und Plage, um ein paar Groschen für sie zu ersparen; man ruinirt seine Gesundheit, um sie zu pflegen; und später, wenn man sich die geringste Bemerkung erlaubt, so antworten sie frech, verlassen einen, sobald sie können, und kommen nur



wieder, um einem das Bißchen Ersparte vollends ab-  
zupressen. Man wird ihnen nicht schnell genug alt,  
und wer kennt die Wünsche, die sie im Verborgenen  
hegen? — Ihr Eltern, die ihr diese Sprache führt, ant-  
wortet: Haben euch eure Kinder stets geehrt? Einige  
unter euch schütteln den Kopf, andere vergießen Thrä-  
nen; die tiefe Stille, die in der Versammlung herrscht,  
bezeugt, wie ihr meinen Worten zustimmt. — Nun aber,  
ihr Eltern, die ihr euch über eure Kinder beklagt,  
habt ihr vergessen, daß auch ihr einst Kinder gewesen  
seid? Erinnert ihr euch nicht, daß eure Väter sich einst  
über ihre Söhne und Töchter beklagt haben, wie ihr  
jetzt über die ewigen klaget? Ueber euch, ja wohl über  
euch haben eure Eltern vormals ausgerufen: O die Kinder,  
die undankbaren Kinder! — Haben sich eure Väter  
getäuscht? Seid ihr besser, als alle Geschlechter, die  
vor euch waren, und als dasjenige, welches nach euch  
gekommen ist? O nein, mit Recht hat man über euch  
geklagt, wie ihr mit Recht über die andern klaget.  
Und nun, ihr Kinder in dieser Versammlung, wende  
ich mich an euch; — nicht wahr, eben, als ich euern  
Eltern vorgehalten habe, daß sie eure Großeltern nicht  
geehrt haben, da waret ihr froh darüber; recht ge-  
freut habt ihr euch, ihnen nun zeigen zu können, daß  
sie euch keinen Vorwurf zu machen haben, da ihr ja  
ihnen nur nachmachtet? Nicht wahr, es war euch nicht  
unlieb zu hören, daß eure Väter und Mütter sich ver-  
fehlt haben? Sehet! das ist eben eure Unart, euer  
Undank. Indem ihr eure Eltern tabelt, verdammt  
ihr euer eigenes Thun. Ihr Kinder, ihr alten und  
jungen Kinder von zwei Geschlechtern, antwortet:  
Thut ihr euer Möglichstes? Indem ihr denjenigen, die  
euch das Leben gegeben haben, Thränen auspresset,  
heißt das euer möglichst Gutes thun?

Ich fahre fort: ‚Du sollst nicht tödten!‘ Ohne Zweifel habt ihr niemand erstochen, noch vergiftet; sonst sähet ihr nicht auf diesen Bänken, sondern im Zuchthaus, oder wäret ihr auf dem Schaffot gestorben. Tödten kann man aber auf viele andere Arten. Denket nur an die eine, von der ein Apostel spricht: ‚Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger‘ (1 Joh. 3, 15.). Habt ihr nie jemand gehaßt? Gibt es in der Welt nicht solche, die ihr nicht leiden könnet? deren Benehmen, deren bloße Stimme euch zuwider ist? Solche, die in euren Augen nichts recht machen können, besonders seit sie euch einmal beleidigt haben? Braucht es viel, um gegen einen ungefälligen Nachbarn, einen aufdringlichen Verwandten einen Haß in euch zu erwecken? Wenn es nur eines geheimen Wunsches bedürfte, um einen, der euch beleidigt hat, zu strafen, würdet ihr den Wunsch ungedacht lassen? und wenn euer Feind in Unglück geräth, scheint es euch dann nicht, als habe Gott es auf sich genommen, euch zu rächen? Ist das nicht Hassen? Ist dies das möglichst Gute, das ihr thun könnt?

Weiter: ‚Du sollst nicht stehlen!‘ Nein, ihr habt niemals in den Beutel eures Nächsten euch Eingriffe erlaubt. Jedermann weiß ja, daß es Richter gibt. Aber auch stehlen kann man auf tausenderlei Arten. Zum Beispiel frage ich euch: ob ihr nie etwas für gut verkauftet, von dem ihr wußtet, daß es schlecht war? ob ihr nie die Noth eines Andern benüztet, um einen Gegenstand unter seinem Werth zu kaufen; wenn ihr zwischen euch und einem Andern etwas theilen solltet, habt ihr dann pünktlich durch die Mitte geschnitten? und wenn ihr aus Versehen daneben geschnitten, habt ihr dann die größere Hälfte dem Andern gegeben? Jedermann nennt sich recht-

schaffen, und doch klagt jedermann über jedermann. Wie soll man da noch glauben, daß jeder das möglichst Gute thue, was er thun kann?

„Du sollst nicht ehebrechen!“ Ich will über dieses Gebot nichts weiteres sagen, und führe nur an, wie Jesus Christus selbst es auslegt, wenn Er sagt: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen“ (Matth. 5, 24.). — Habt ihr nie mit begehrllichem Blick nach jemanden geschaut? Haben sich eure Wünsche nie weiter erstreckt, als eure Hände? Heget ihr nie jene schändlichen Gedanken, die ihr selbst nicht laut auszusprechen wagen würdet? Seid ihr im Dunkeln eben so rein, wie am lichten Tage? im Verborgenen, wie öffentlich? Sind eure Gedanken, eure Wünsche immer so gewesen, daß ihr euer möglichst Gutes gethan habt?

„Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten!“ Habt ihr von euerm Nachbar niemals Uebels gesprochen? nie aus Eigennuß oder Eitelkeit gelogen? Ich bin recht einfältig, dergleichen Fragen an euch zu stellen; habt ihr doch so oft gelogen, daß man dahin gekommen ist, unter euch zu sagen, ohne Lüge wäre Kauf und Verkauf unmöglich! ohne Lüge wäre man der angeführte Theil, und um sich seinerseits zu schützen, müsse man mit den Wölfen heulen! Thut ihr auch hierin euer möglichst Gutes?

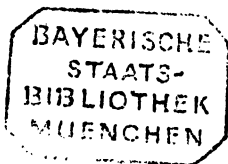
Endlich stehet geschrieben: „Laß dich nicht gelüsten!“ Ich weiß nicht, ob ihr, meine Zuhörer, euch je habt gelüsten lassen. Wohl aber weiß ich, daß ich täglich Neben höre, wie: „Warum sind die Einen so reich, und die Andern so arm? Warum sind die Großen so hart gegen die Gerungen? Ach, wenn ich reich wäre, ich wollte mein Vermögen besser anwenden. Wenn ich vierzigtausend Thaler Einkommen

hätte, so wollte ich zwanzigtausend den Armen geben! (was soviel heißt, als: daß ihr zwanzigtausend für euch behalten würdet.) Was gäbe das für einen Umsturz in der menschlichen Gesellschaft, wenn die Güter dieser Erde den Wünschen eines jeden zu lieb ihre Stelle verändern könnten? Nicht ein Haus, nicht ein Feld, nicht ein Thaler bliebe an seinem Platz. Antwortet offen und ehrlich: Habt ihr nichts gewünscht, hat euch nach nichts gelüftet von all den Gütern, die nicht euch gehören? Habt ihr in diesem letzten Stücke stets euer möglichst Gutes gethan?

Nun sehet, wie es mit eurer Versicherung: ‚Ich thue mein Möglichstes‘ bestellt ist. Ein jedes der zehn Gebote habt ihr übertreten. Ihr wäret nicht fähig, gut zu handeln; denn ihr seid böse, von Natur böse, von Grund aus böse. Darum habt ihr euch auch alle die Flüche aufs Haupt geladen, die der Herr, nachdem Er das Gesetz gegeben hat, über die Abtrünnigen ausgesprochen hat: ‚Verflucht sei,‘ sagt der Herr, ‚verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllet, daß er darnach thue‘ (5 Mose 27, 26.). Statt sie alle zu erfüllen, habt ihr sie alle verlegt, und seid daher verflucht in jedem Punkte.

Der Prediger hielt einige Augenblicke inne; darnach fuhr er fort: Was kann der thun, welcher verurtheilt ist, weil er alle Artikel des Strafgesetzes verletzt hat? Er kann nur eines thun: bei seinem Fürsten um Begnadigung flehen. Das ist auch für euch der einzige Ausweg vor Gott: Ihn um Gnade, um Vergebung anflehen. Jesus Christus, der für euch gestorben ist, bringt sie euch entgegen. Er selbst sagt zu euch: ‚Gott hat Wohlgefallen an der Barmherzigkeit, und nicht am Opfer. Kommet her zu mir alle, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu

machen, was verloren ist. Mein Blut wird vergossen für Viele, zur Vergebung der Sünden.' (Matth. 9. 11. Luk. 19. Matth. 26, 28.) Hier ist die Vergebung, die ihr erlangen könnet. Steht euch aber Reue und Buße auf der Stirne geschrieben, und ist euch das Zeugniß eurer Vergnadigung in die Hand gegeben, so laffet euch den Sinn und das Herz eines Sünders schenken, dem statt des Rechtes Gnade geworden ist, einen demüthigen Sinn und ein dankbares Herz. Nehmt alle Kraft zusammen, es hinfort besser zu machen, und saget nicht mehr: ‚Ich thue mein Möglichstes,‘ sondern: ‚Ich möchte es gerne besser machen.‘



## Inhalt.

---

|                                                              | Seite |
|--------------------------------------------------------------|-------|
| Mit dem Tod ist alles aus . . . . .                          | 1     |
| Ich habe niemand todt geschlagen, auch nicht gestohlen . . . | 15    |
| Gott ist zu gut, um uns in die Hölle zu werfen . . . . .     | 26    |
| Warum macht Gott nicht, daß ich glaube? . . . . .            | 38    |
| Die Wunder sind eine Unmöglichkeit . . . . .                 | 48    |
| Alle Religionen sind gut . . . . .                           | 60    |
| Brav gearbeitet ist auch gebetet . . . . .                   | 72    |
| Man soll seine Religion nicht wechseln . . . . .             | 86    |
| Die Bibel ist ein Buch, wie jedes andere . . . . .           | 97    |
| Ich glaube, was ich sehe . . . . .                           | 110   |
| Der rechtschaffene Mann denkt an sich selbst zuerst . . . .  | 125   |
| Gegen sein Schicksal kann niemand etwas . . . . .            | 143   |
| Warum gibt es so viele verschiedene Religionen in der Welt?  | 155   |
| Gott kann die Heiden nicht verdammen . . . . .               | 166   |
| Jesus Christus war ein großer Philosoph . . . . .            | 179   |
| Ich thue mein Möglichstes . . . . .                          | 194   |

---